

GESTERN, HEUTE, HIER UND ANDERSWO

GESTERN, HEUTE, HIER UND ANDERSWO



GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

VON REINHARD M. CZAR

Impressum

Texte: © Reinhard M. Czar, 2022

Foto: Reinhard M. Czar

Vervielfältigung/Verbreitung, auch auszugsweise und egal welcher Art, bedarf der Zustimmung des Autors.

Kontakt: reinhard.czar@derbleistift.at

SPÄTE RACHE

*„Und überhaupt ist alles längst zu spät
Und der Nervenarzt weiß auch nicht mehr, wie's
weitergeht.“
(aus: „Alles klar auf der Andrea Doria“ von Udo
Lindenberg)*

I. Prolog

26. Juli 1956, irgendwo im Atlantik. Die Stimmung an Bord war gut. Vielleicht nicht so überdreht, dass ein Nervenarzt hätte kommen müssen, um die Feiernden einzubremsen. Aber doch von ausgelassener Qualität, schließlich befand man sich nur mehr ein paar Hundert Seemeilen vom Ziel entfernt. Doch plötzlich war gar nichts mehr klar auf der Andrea Doria, und dafür hatte es keinen Udo Lindenberg gebraucht ...

Metall rieb sich an Metall, knirschte zum Zerbersten bedrohlich. Ein ohrenbetäubendes Kreischen folgte, als hätte der Teufel tief drunten am Meeresgrund die Kreissäge angeworfen. Nur die Stimmen der Menschen fehlten noch im Höllenklangkonzert, weil ihre Auffassungsgabe mit der Sinneswahrnehmung nicht

mithalten konnte. Niemand kapierte, was da ablief, alles ging so rasend schnell im dichten Nebel: die Signale der Schiffshörner hin und her; die falsch interpretierten Bilder auf den Radarschirmen; die Ausweichmanöver beider Schiffe auf dieselbe – und damit in einem Fall auf die verkehrte – Seite. Und natürlich der gewaltige stählerne Lärm, der sich durch die milchig-weiße Nebelbrühe schnitt.

Es brauchte ein wenig Zeit, bis sich das Unausweichliche seinen Weg ins Bewusstsein der Passagiere bahnte. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli 1956 rammte das schwedische Passagierschiff Stockholm den italienischen Luxusdampfer Andrea Doria im nördlichen Atlantik, knapp vor der Ankunft in den Vereinigten Staaten von Amerika. Italiens Stolz der Meere zählte binnen Sekunden nichts mehr: Die gediegenen Bäder an Bord, der prunkvolle Ballsaal, in dem die Musikkapelle spielte, die einladenden Pools am Oberdeck – in unglaublicher Schnelle alles vom Meereswasser geflutet.

Dann setzte das Geschrei der Menschen ein, denen langsam heraufdämmerte, was da vor sich ging. Zu spät, die Andrea Doria wurde zur Seite gedreht und in die Tiefe gezogen. Da half auch die Kraft der Motoren nichts, die mit ihren mehr als 50.000 PS eine zügige

Überfahrt von der Alten Welt in die Neue versprochen hatten. Nur zehn Tage sollte die Passage von Genua nach New York auf dem luxuriösen Dampfschiff dauern.

46 Passagiere der Andrea Doria starben, fünf auf der Stockholm. Und es grenzte an ein Wunder, dass es nicht unzählige mehr waren. Doch man hatte im Unglück Glück. Die verwundete, aber nicht gesunkene Stockholm nahm Hunderte Schiffbrüchige der untergehenden Andrea Doria auf. Andere Schiffe, die sich zufällig in der Nähe des Schauplatzes befanden, beteiligen sich ebenfalls an der Rettung.

Trotzdem: 46 Todesopfer unter den Fahrgästen der Andrea Doria waren genau 46 Möglichkeiten, dass sich Maierhofer unter den Getöteten befand – und Hunderte Möglichkeiten, dass er überlebt hatte ...

II. Die fremde Frau

Barbana, 23./24. September 2019. Alles geschah schrecklich langsam: der Ticketkauf am schäbigen Stand gegenüber der Brücke, die zur Isola della Schiusa hinüberführte; das Wendemanöver des einlaufenden Fährboots, um am Kai anzulegen; das Aussteigen der Handvoll Fahrgäste – wie in Zeitlupe zitterte das Grüppchen von Bord. Herrgott, warum verließen die das Schiff in einer Langsamkeit, die an Provokation grenzte! Auch der Zustieg der anderen Handvoll Ausflügler, die an der Mole warteten und für die Zeit keine Rolle spielte, zog sich dahin wie zäher Nudelteig. Ja, im Urlaub, da nimmst du solche Verzögerungen gelassen hin. Da spazierst du auf und ab, während die Frau vor dir an der Kassa mühsam ihre Centmünzen zusammenkratzt, um den Betrag für die Fahrkarten möglichst genau zu begleichen. Da schaust du hierhin und dorthin, wenn es sich beim An-Bord-Klettern über den schmalen Steg ein wenig staut. Du kennst keine Konstante außer vielleicht der Abendessenszeit im Hotel. Aber auf der Suche nach der Wahrheit, so wie ich, da willst du keine Sekunde verlieren.

Endlich! Endlich waren alle am Schiff. Einer der gelangweilten Seeleute klappte das kurze Metallbrett beim Einstieg zurück und löste gemächlich die Leine, mit der das Ausflugsboot an den Kai gekettet war. Ein knapper Tritt mit dem abgeschlapften Turnschuhfuß, und der Kapitän setzte volle Kraft zurück, um das Gefährt aus der schmalen Parklücke zu drehen. Endlich fuhren wir los. Das Ziel: die Insel Barbana, wo die Suche nach der Wahrheit weitergehen sollte. Der Großteil der Fahrgäste setzte nach Barbana über, weil der Ausflug für Grado-Besucher empfohlen wurde. So stand es in den einschlägigen Reiseführern. Die Überfuhr auf einem der Ausflugsboote, die mit ihrer zweckmäßigen Konstruktion und Schäbigkeit Linienbussen glichen, brachte ein wenig Abwechslung in die Urlaubsfadese. Die Fahrt durch die Lagune dauerte dreißig Minuten und bot allerlei Ausblick: Möwen thronten auf den Holzpflocken, die die Schifffahrtsrinne begrenzten. Eine auf jedem Pflock, als hätten sie sich abgesprochen, wer wo Hof halten durfte. Gelegentlich der Hauch einer Insel, den Wind und Wasser nach Lust und Laune aus dem Lagunensand schufen, dann wieder zerstörten. Stabilere Eilande beherbergten gar die ein oder andere alte Fischerhütte – heute entweder ungenutzt und

verfallen oder fein herausgeputzt, um als abgeschiedenes Feriendomizil zu dienen. Der Höhepunkt jeder Fahrt: zwei Kreuze auf einem kleinen Sandhügel, die zweier Einheimischer gedachten. Die armen Tröpfe waren auf der Jagd in einer tödlichen Mischung aus Bora, Schneetreiben, Kälte und Orientierungslosigkeit in der Lagune umgekommen, so nah dem schützenden Heim und doch zu fern ...

Ein paar wenige Fahrgäste führen auf die Wallfahrtsinsel, um dort zu arbeiten: Kirche putzen, Gäste bewirten, den Mönchen beim Souvenirverkauf und Gärtnern zur Hand gehen.

Das schmucke Ensemble auf der kleinen Insel, das sich um die Kirche drängte, bot denn auch einen sehr sauberen, sehr geordneten Eindruck. Gar nicht italienisch, kaum Hektik, kein Geschrei, sogar die Kirche im Zentrum erinnerte optisch mehr an den Karlsplatz in Wien als an den römischen Petersplatz.

Vor eineinhalbtausend Jahren soll hier eine Marienstatue bei der Hütte eines Eremiten namens Barbanus angeschwemmt worden sein – wer's glaubt!

Die Wallfahrtskirche wurde auf alle Fälle erst vor knapp hundert Jahren errichtet. Die Madonnenstatue im Inneren allerdings war älter, viel älter.

Dieser Muttergottesfigur galt die Aufmerksamkeit der Frömmeren unter den Inselfahrern, nachdem wir an Land gegangen waren. Die weniger Spirituellen eilten direkt ins Caffè des Pilgerheims. Obwohl nicht gerade als fromm zu bezeichnen, folgte ich den Kirchgängern mit ein wenig Abstand, aber ohne Respekt. Denn die Madonna, die war mir egal. Ich suchte in der Kirche nicht nach Schutz und Segen, ich hoffte der Wahrheit einen Schritt näher zu kommen, ganz hinten in der Kirche, weit weg von der Muttergottes.

Anscheinend war ich nicht der Einzige, den nicht die Madonna von Barbana auf die Insel und in die Wallfahrtskirche gelockt hatte. Aus dem Halbdunkel, das wie Nebel hinten in der Kirche lag, kristallisierte sich eine Frau heraus und begutachtete wie ich die unzähligen Votivbilder, die in stattlicher Zahl an den Kirchwänden hingen. Sie kündeten von kleineren und größeren Katastrophen – im Gefüge der Menschheit mochten die Schicksalsschläge winzig erscheinen, für den Einzelnen stellten sie aber den privaten Super-GAU dar. Beinahe mit kindlicher Einfalt dankten die vermeintlich wundersam Genesenen und Geretteten auf den berührenden Zeichnungen der Muttergottes für ihre Hilfe. Da lag ein Fuhrwerk umgekippt auf den

Feldern und hatte den Lenker unter sich begraben. Dort lief ein Mädchen unbeschwert über die Straße, ohne zu schauen – in der Sekunde erfasste ein bulliger Lkw das Kind. Wieder auf einem anderen Bild sah man einen Schwerkranken dahinsiechen. (Im Jahr 2019 befanden sich die Motivbilder noch hinten in der Kirche. Im Zuge einer Renovierung wurden sie später abgehängt und sind heute an anderer Stelle im Kloster zu finden; Anm.)

Und dann entdeckte ich, was ich suchte: Überlebende des Schiffsunglücks der Andrea Doria hatten ebenfalls ein selbst gestaltetes Motivbild aufgehängt, um der Madonna zu danken. Das legendäre italienische Passagierschiff war im Jahr 1956 auf dem Weg nach New York vor der Küste von Nantucket, einer zu den Vereinigten Staaten von Amerika gehörigen Insel, mit einem anderen Schiff zusammengestoßen und binnen weniger Stunden gesunken. Im Gegensatz zur Titanic einige Jahrzehnte zuvor überlebte ein Großteil der Passagiere, nicht zuletzt weil sich andere Schiffe in der Nähe befanden, die die Verunglückten in großer Zahl aufnahmen. Ich begutachtete das Bild näher: lieb gezeichnet, nett koloriert, absolut kein Meisterwerk, aber klar, es waren keine Künstler, die damals ins

gelobte Land Amerika übersetzen wollten. Doch darum ging es mir nicht. Dass dieses Motivbild hier hing, bewies den Wert meiner Quelle, in der genau das vermerkt gewesen war: Ein paar überlebende Schiffbrüchige hätten sich bei der Madonna von Barbana mit einem selbst gestalteten Motivbild für ihre Errettung bedankt – nur darauf kam es an! Anfangs hatte ich diese Information als unnötigen Quatsch abgetan, bis mir die Idee gekommen war, den möglichen Wahrheitsgehalt meiner restlichen Erkenntnisse anhand dessen leicht überprüfen zu können. Stimmt die Geschichte von der Motivtafel, würde man wohl dem weiteren Inhalt der Quelle ebenfalls eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuschreiben können. Damit, so frohlockte ich, könnte ich mich endlich aus der Sackgasse herausmanövrieren, in der ich bei meinen Nachforschungen angelangt war. Vielleicht sollte ich doch weiter vorne beim Altar ein Kerzchen für die Madonna entzünden?

Nicht jetzt, ich wurde abgelenkt.

Die Frau war näher gekommen, offensichtlich ebenfalls in das Studium der Motivbilder vertieft. Ihr Parfum überlagerte bereits den Weihrauchgeruch, der von der letzten Pilgermesse durch das Kirchenschiff wabberte.

Ein feiner Duft, der die Schwermut französischer Damaszenerrosen mit der sommerlichen Leichtigkeit von Zitronen verband, wie man sie von den Citronella-Rosensorten her kennt. Sie hätte mich angesprochen, dessen war ich mir sicher, wäre da nicht die Unsicherheit gewesen, ob ich sie verstehen konnte. Zweifel bezüglich meiner Herkunft verhinderten die Kontaktaufnahme. Dass ich nicht in Italien lebte, sondern in Österreich, konnte sie nicht wissen. Zumal meine Vorfahren, die aus dem Süden stammten, noch so weit durchschlugen, dass ich optisch als „echter Italiener“ durchging, wie man mir immer wieder bestätigte.

Sie hingegen war eindeutig nördlicher Natur: blond, stahlblaue Augen, zumindest soweit sich das im Halbdunkel der Kirche erahnen ließ. Auf alle Fälle hätten diese Farben gut zu Gesicht und knapp geschnittenem Pagenkopf gepasst. Und so standen wir schweigend nebeneinander und betrachteten wie zwei gemeinsam Reisende die Motivbilder, obwohl wir uns noch nie gesehen hatten, eine unüberwindliche Sprachbarriere befürchtend, die es gar nicht gab. Ich war drauf und dran, sie nach dem Beweggrund zu

fragen, der sie die Bilder so eingehend studieren ließ, unterließ das aber aus mir unerklärlichem Grund. Später, als ich in den Speiseräumen der Pilgerherberge saß und auf die Rückfahrt wartete, sah ich sie wieder. Auf der kleinen Insel konnte man sich ja gar nicht aus dem Weg gehen, auch wenn man dies wollte. Stahlblau und Blond – die Farben ihrer Augen und ihres Haars, die ich im Kirchendunkel mehr vermutet als tatsächlich erkannt hatte, stellten sich als richtig heraus. Ihr Alter war schwer zu schätzen. Nur eines war sicher: Es wäre genau meins ... Nach wie vor wollte ich sie keinesfalls ansprechen. Keine Ahnung warum, aus mir unerklärlichem Grund sehnte ich mich danach, dass sie den ersten Schritt tun und mit mir Kontakt aufnehmen würde. Um ihr die Angst vor der – nicht vorhandenen, von ihr vielleicht aber befürchteten – Sprachbarriere zu nehmen, inspizierte ich mit besonderer Aufmerksamkeit das in der Cafeteria hängende Werbeschild der Puntigamer Brauerei aus Graz. Ganz so, wie wenn ich Deutsch spräche (was ich ja tat) – andernfalls wäre es wohl wenig sinnvoll, eine deutschsprachige Werbetafel zu studieren. Ich hoffte, sie würde mein Verhalten bemerken und genau so interpretieren.

Die ganze Region hier hatte, wie man weiß, vor dem Ersten Weltkrieg, zu Zeiten der k. u. k. Monarchie zu Österreich gehört. Ohne allzu aufmerksam über das Inselchen zu wandern, begegnete man den alten Verbindungen weiter Teile Friauls nach Österreich auf Schritt und Tritt. Nicht nur hier drinnen, auch draußen, im kleinen Park vor Kirche und Kloster: Dort stand ein Wetterhäuschen mit der Aufschrift „P. G. R. Pergler Graz“. Ich dachte an Cormons im friulanischen Collio, nicht allzu weit von Grado entfernt – in Friaul ist aufgrund der Kompaktheit der Landschaft ohnehin nie etwas weit vom anderen entfernt. Dort, neben der im Übrigen auch eher altösterreichisch statt italienisch anmutenden Kirche, hing eine klassische Bassena, also ein altes gusseisernes Waschbecken, wie man es früher in den Stiegenhäusern der Mietskasernen hatte, tiefgrün und weiß gestrichen und relativ gut in Schuss. Die Aufschrift unter dem Firmennamen: „Graz gegr. 1886“. Doch ich schweife ab ...

Es war genau dieses Graz, heute zweitgrößte Stadt Österreichs, in dessen Stadtteil Puntigam die gleichnamige Brauerei ihren Sitz hatte, die hier auf der Insel Barbana in Grados Lagune mit einer historischen Werbetafel vertreten war. Name und Schreibung –

Erste Grazer Actien Brauerei – sowie das Bild, ein von Pferden gezogenes Fuhrwerk, voll mit Fässern, zeigten, dass das Schild vor beträchtlicher Zeit hergestellt und hier aufgehängt worden sein musste. Mit der intensiven Betrachtung dieses Kuriosums versuchte ich der Fremden zu signalisieren, dass ich Deutsch sprach und von ihr ohne Weiteres angesprochen werden konnte. Ja, angesprochen werden wollte, mich geradezu danach sehnte. Der Versuch gelang.

„Trinken Sie gerne Bier?“

Die Frage überraschte mich. Ich hätte mit „Gefällt Ihnen das alte Puntigamer-Sujet?“ gerechnet. Oder damit, dass sie mich fragte, ob ich aus Österreich stamme, vielleicht aus Graz. Nichts davon. Ob ich gerne Bier trinke, wollte sie von mir wissen.

Ich überlegte kurz und sagte dann: „Oh ja, ich mag Bier.“

„Ich auch“, antwortete sie.

Das war meine Chance.

„Nun denn“, erwiderte ich, „wenn das so ist, warum trinken wir dann nicht eines? Ich lade Sie ein.“

„Gerne“, sagte sie.

Nachdem ich zwei Bier an der Schank der Pilgerherberge geordert hatte, es war übrigens Moretti, die alte Marke aus Udine, die heute nur mehr als Marke existiert und wie viele andere traditionelle Biermarken einer niederländischen Großbrauerei gehört, setzten wir uns wieder an einen der Tische. Kurzes Schweigen folgte, dann prosteten wir einander zu.

„Salute“, sagte ich in italienischer Manier.

„Salute“, erwiderte sie, bevor die zwei Gläser aneinanderstießen.

„Ich hab Sie schon in der Kirche gesehen“, versuchte ich ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Ich weiß“, sagte sie, „Sie haben zwar vorgegeben, ausschließlich an den Votivbildern interessiert zu sein, aber ...“

„Ist mir wohl nicht ganz gelungen?“, fiel ich ihr mit einer Frage ins Wort.

„Nein“, lächelte sie, „das ist Ihnen nicht gelungen. Galt Ihr Interesse einer bestimmten Tafel?“

„Nein“, log ich, „über die Votivtafeln habe ich in einem Buch gelesen: ‚50 Dinge, die man in Friaul getan haben muss‘.“

„Und dann haben Sie sich gedacht, zumindest dieses eine Ding muss ich unbedingt tun?“, lachte sie.

„Genau. Dann hab ich mir die Tafeln einfach angeschaut.“

Keine Ahnung, warum ich gelogen hatte. Genauso gut hätte ich die Wahrheit sagen können. Ich hätte antworten können, dass ich nur wegen einer Tafel hierhergekommen war, nämlich wegen des von einigen Geretteten der Andrea Doria gestifteten Bildes. Hätte sie weitergefragt, hätte ich immer noch lügen und ihr eine Geschichte auftischen können: dass ich an der Geschichte dieses italienischen Passagierschiffs interessiert sei – was im Prinzip ja auch stimmte –, dass ich meinetwegen ein Buch darüber zu schreiben plante. Das stimmte jetzt natürlich nicht mehr. Ja, ich hätte ihr sogar die wirkliche Wahrheit sagen können, ohne dass viel passiert wäre. Warum tat ich das nicht? Warum flüchtete ich in eine Lüge? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht und erschrecke immer öfter über meine damaligen, mir heute unergründbaren Handlungen. „Mich haben die auf den Bildern dargestellten Schicksale sehr berührt“, holte sie mich aus meinen abschweifenden Gedanken an das kleine Tischchen im Caffè der Pilgerherberge zurück.

„Ja“, bestätigte ich, „diese Geschichten gehen einem wirklich ans Herz. Manches Mal wundert man sich, wie es überhaupt möglich ist, dass man selbst so unbeschadet durchs Leben geht, wenn man die vielen Schicksalsschläge aneinandergereiht sieht.“

„Ein Bier auf Barbana“, geriet sie ins melancholische Grübeln, „man muss dankbar sein, dass man es genießen kann und nicht Pech hatte wie die armen Menschen, von deren traurigen Schicksalen wir auf den Votivtafeln erfahren.“

„Und Sie“, drehte ich den Spieß um, „haben Sie eine bestimmte Tafel gesucht?“

„Nein“, antwortete sie, „ich habe die Tafeln rein zufällig entdeckt. Vielleicht wurde ich ja von Ihnen angezogen, weil Sie sie so konzentriert bewundert haben.“

„Nur deswegen?“, versuchte ich lächelnd den Anflug eines Flirts. Wahrscheinlich spürte ich die ersten Auswirkungen des Biers, so mutig Frauen gegenüber war ich selten.

Sie übergang die Frage, ich sah aber ein Lächeln über ihre Lippen huschen.

Zufrieden absolvierte ich einen Themenschwenk und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf das Etikett der

Bierflasche. Ein Mann mit Hut und mächtigem Schnurbart zierte es.

„Wussten Sie“, fragte ich, „wie dieses berühmte Motiv auf den Moretti-Etiketten zustande gekommen ist?“

„Nein“, antwortete sie.

„Ein Spross der Eigentümerfamilie spazierte mit einer Kamera bewaffnet in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts durch Udine. In einer Trattoria sah er einen Mann sitzen, in grünem Rock, mit Hut und großem Schnauzer. Der trank genüsslich sein Bier der Marke Moretti. Der Fotograf fragte ihn, ob er ein Foto von ihm machen dürfe. Ja, sagte der Mann. Und wissen Sie, was er als Honorar für das Foto verlangte? Ein weiteres Glas Moretti-Bier, sonst nichts.“

Sie lächelte abermals und sagte verschmitzt: „Wenn das so ist, dann dürfen Sie mich jetzt auch fotografieren, wo Sie mir doch gerade ein Bier spendiert haben.“

* * * * *

Bereits am Vortag war ich in Grado angekommen. Die Insel – oder sollte man sagen: das Städtchen – gefiel mir. Der Wechsel der mittelalterlichen Enge im

Zentrum mit der klassizistischen Weite des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts rundherum hatte etwas Symbolisches an sich: da die heimelig anmutende, schützende Beschränktheit des ehemaligen Castrum im Schatten des Campanile, dort die mondäne, Aufbruchsstimmung und Fortschritt signalisierende Offenheit. In der Innenstadt die dunklen, engen Gässchen, ein wahres Gewirr, das man auch beim hundertsten Durchschreiten nicht vollständig auflösen vermochte. In einem Kreis darum legten sich palaisartige Gebäude, die bis heute als Orientierungspunkte taugen. Man hätte glauben können, die Ablösung der Engstirnigkeit des Mittelalters durch die aufklärerische Geisteshaltung der modernen Menschen habe sich auch in der Architektur niedergeschlagen. Ein schwerer Irrtum. Denn die Katastrophe von zwei Weltkriegen im 20. Jahrhundert ließ alles Mittelalterliche im Vergleich geradezu als helle Epoche erscheinen, wie wir heute wissen. Schon die Anfahrt über den langen Damm durch die Lagune liebte ich jedes Mal aufs Neue. Nach der Ankunft führte mich der erste Weg wie immer an den alten Hafen. Dort ein Espresso in einer der kleinen

Bars, und die Welt war wieder in Ordnung, so sie es vorher nicht gewesen war.

Wahrscheinlich war es dieser Wohlfühlfaktor gewesen, dieses Gefühl des Heimkommens, das mich meine Recherchen in Grado fortsetzen ließ. Denn, ehrlich gesagt, die Sache mit der Motivtafel war zwar ein kleiner Stein in dem großen Puzzle, das es zu lösen galt. Sie war aber auch ein vollkommen unbedeutender Stein und wohl nur ein Vorwand, wieder einmal auf die Sonneninsel zu reisen. Ich war ohnehin nicht gerade der geborene Aktenschnüffler. Ein paar alte Dokumente studieren – okay. Ein wenig in vergilbten Büchern schmökern – auch okay. Beim Besuch eines Archivs verhielt es sich schon anders, da störte mich die Möglichkeit, aufgrund einer gezielten Nachfrage mit dem untersuchten Sachverhalt später leicht in Verbindung gebracht werden zu können. Meine Fähigkeit, eins und eins relativ treffsicher zusammenzuzählen und daraus entsprechende Schlussfolgerungen abzuleiten, vermochte dieses Manko aber auszugleichen.

Wie es sich mit Vorwänden im Allgemeinen so verhält, nahm ich diesen sehr, sehr ernst und versicherte mir glaubhaft, auf Barbana unbedingt die Motivtafel der

Geretteten der Andrea Doria suchen zu müssen. Ihr Vorhandensein sollte mir die Glaubwürdigkeit meiner Quelle bestärken. Jedwede Kritik an dieser Vorgangsweise hätte ich locker abgeschmettert. Doch jetzt hatte ich infolge meiner Recherchen auf Barbana plötzlich eine Frau am Hals! Sympathisch und absolut attraktiv, das soll nicht geleugnet werden, aber ob sie bei der Fortführung meiner Mission hilfreich sein würde, durfte ernsthaft bezweifelt werden.

Vorerst gab es freilich keine Zweifel.

„Die Votivtafeln haben Sie also nicht hierhergelockt“, nahm ich nach einer kurzen Nachdenkpause den Faden unserer Unterhaltung wieder auf, „und das Bier wird es wohl auch nicht gewesen sein. Apropos Bier: Wollen wir noch eins nehmen?“

„Warum nicht?“, nickte sie, „ich habe jede Menge Zeit.“

Ich schritt durch die Cafeteria zur Ausschank. In der Zwischenzeit hatte sich das Publikum mit Ausnahme von uns völlig ausgetauscht. Die Menschen, die mit uns nach Barbana übergesetzt hatten, befanden sich bereits auf der Rückfahrt nach Grado. Länger als ein, zwei Stunden blieb kaum jemand auf der Wallfahrtsinsel. Nun tat eine neue Besuchergruppe

dasselbe, was ihre Vorgänger gemacht hatten: Ein Teil suchte den Weg in die mystische Wallfahrtskirche, um der Muttergottes von Barbana die Referenz zu erweisen; der andere Teil wählte gleich direkt die nüchterne Atmosphäre der Lokalität, in der wir seit einer knappen Stunde verweilten, wie mir ein verstohlener Blick auf die Armbanduhr verriet. Meine Nachforschungen, schoss es mir kurz durch den Kopf, aber nur kurz, denn in der Sekunde beschloss ich, mir ebenfalls Zeit zu nehmen. Fast sollte man sagen, es beschloss in mir, dass ich meiner Aufgabe morgen oder übermorgen genauso gut nachkommen könnte wie heute. Ich war wohl nur mehr eingeschränkt Herr meiner Sinne oder sollte man sagen: Gefühle? „Es steht mir nicht zu, Sie nach dem Grund Ihres Besuchs auf Barbana zu fragen“, sagte ich bei der Rückkehr zu unserem Tisch, beladen mit zwei neuen Flaschen Moretti.

„Ist das jetzt eine Feststellung oder eine Frage?“, erwiderte sie, wieder mit diesem kaum erkennbaren Lächeln im Gesicht, das der ungewöhnlichen Begegnung ein zusätzliches Stück Geheimnis verlieh. Ich wurde mir nicht klar darüber, ob das alles wirklich nur dem Zufall geschuldet war. Noch einmal egal, in

mir beschloss es abermals, mir nicht nur die Zeit zu nehmen, sondern jedwede Sorge über mögliche Hintergründe dieser Begegnung über Bord zu werfen und sie einfach nur zu genießen.

„Natürlich eine Feststellung“, versicherte ich rasch, um hinzuzufügen: „Um ehrlich zu sein, beides. Ich bin von Natur aus neugierig.“

„Na, dann wollen wir Sie nicht zu lange auf die Folter spannen. Der Grund meines Besuchs hier auf der Insel Barbana ist sehr einfach: Ich verbringe ein paar Tage in Grado, und wie es sich für eine ordentliche Urlauberin gehört, liege ich nicht den ganzen Tag am Strand in der Sonne, sondern schaue mir ein wenig die Gegend an. In Aquileia war ich gestern, heute steht Barbana auf dem Programm. Nicht mehr, nicht weniger. Zufrieden?“

„Natürlich“, antwortete ich schnell, „ich wollte Ihnen wie gesagt nicht zu nahe treten.“

„Keine Sorge“, sagte sie, und da war wieder dieses leise, kaum sichtbare verschmitzte Lächeln, „ich wüsste mich zu wehren für den Fall.“

Urlaub also? Wie die Tausendschaften, die Grado Sommer für Sommer überrannten, nur zum Zeitvertreib nach Barbana übergesetzt? Und natürlich

rein zufällig hinten in der Kirche die Votivtafeln bestaunt, die sonst kaum ein Tourist wahrnahm, weil die meisten von ihnen sowieso keine Augen im Kopf hatten? Und wenn, dann versteckten sie sie unter zentimeterdicken Sonnenbrillen, die sie auch in der Kirche nicht abnahmen ... Ich konnte es nur schwer glauben, aber wie bereits erwähnt: Ich hatte beschlossen, mir Zeit zu nehmen, mir keine Gedanken über Zufälle oder Absichten zu machen und den Tag sowie die Gesellschaft dieser außergewöhnlichen Frau zu genießen.

In der Zwischenzeit hatte sie zwei weitere Flaschen Moretti vor uns auf den Tisch gestellt. Ich konnte mich gar nicht an ihre Frage erinnern, ob ich noch eins wollte. Offensichtlich ging sie in die Offensive und begann die Initiative zu ergreifen. In welche Richtung auch immer sie unsere Begegnung zu lenken beabsichtigte, ich war bereit, ihr zu folgen. Die aufgeregte Hektik, die mich die letzten Tage getrieben hatte, die mir selbst auferlegte Eile bei der Erfüllung der Mission – abgefallen, einfach abgefallen. Morgen war auch noch ein Tag. Maierhofer und die Andrea Doria mussten warten, das beschloss ich in der Sekunde ...

* * * * *

Plötzlich waren die Sterne da! Unglaublich! Wir hatten uns so lange verquatscht, bis das letzte Boot die Insel Barbana verlassen hatte – ohne uns an Bord. Das war mir noch nie passiert. Aber die Gesellschaft der Frau hatte so gut getan, ich hatte das Gespräch – und das Bier oder die Biere, um genau zu sein – genossen wie in letzter Zeit kaum etwas anderes. Jetzt, nachdem der Hochsommer vorbei war und die Tage dementsprechend kürzer wurden, ging es rasch: In Windeseile fiel die rote Abendsonne am Horizont ins Meer, und der Mond übernahm das Kommando. Mit ihm die Sterne ... Beim letzten Bier, das ich an der Schank der Cafeteria geholt hatte, hatte noch die Sonne durch die Fenster geleuchtet. Zumindest hatte ich es so in Erinnerung, aber vielleicht hatte ich gar nicht darauf geachtet, von meinem Gegenüber verblendet und keine Augen mehr für die Wirklichkeit. Egal, jetzt, beim nächsten Gang um zwei Flaschen Moretti, war auf alle Fälle die Spätseptembernacht hereingebrochen. Beim Blick durch die Glastür des Cafés der Pilgerherberge blinzelten die Sterne durch

die bereits ziemlich entlaubten Platanen und schienen mich geradezu zu verhöhnen. Schau, schau, glaubte man aus ihrem Glitzern herauslesen zu können, jetzt wird's interessant, wie du wohl aus dieser Situation wieder herauskommst. Zurückfahren geht nicht, das letzte Schiff ist längst weg. In der Pilgerherberge hast du auch kein Zimmerchen für dich und deine Begleitung reserviert. Und für eine durchwachte Nacht fehlt euch hier auf dem Inselchen die Infrastruktur, denn die gemütliche Café-Bar, in der ihr hier langsam, aber sicher versumpert, sperrt demnächst zu. Ganz zu schweigen von deinem Alter. Ja, ja, lästerten die Sterne, jetzt kannst du beweisen, was du draufhast. Ich schüttelte den Kopf, nicht mehr ganz sicher, was da vor sich ging, und kehrte mit zwei neuen Bierflaschen zum Tisch zurück.

„Ich befürchte“, begann ich vorsichtig meine Botschaft an mein Gegenüber zu richten, „wir haben das letzte Linienschiff nach Grado verpasst. Draußen ist es schon dunkel.“

Eigentlich hätte ich mit Bestürzung gerechnet, mit dem Ruf nach einem Wassertaxi aus entsetztem Mund, mit Wehklagen über die Verantwortungslosigkeit, in der wir gehandelt hatten, oder mit der Forderung, die

Hersteller des Biers zu verklagen, das uns – zumindest indirekt – zu einer unfreiwilligen Verlängerung unseres Aufenthalts auf Barbana zwang. Nichts davon, nur wieder dieses Lächeln, leicht überlegen, aber nicht überheblich.

„Reg dich nicht auf“, sagte sie, unvermittelt zum Du wechselnd, „das ist doch keine Katastrophe. Ich habe Zeit ...“

Die Sterne strahlten noch immer vom Himmel, allerdings hatte sich die Perspektive, aus der wir sie betrachteten, ein wenig verändert, weil wir hinausgegangen waren. Genauer gesagt, wir waren höflich, aber bestimmt hinauskomplimentiert worden: Man sperre jetzt zu. Wie befürchtet gab es in der Herberge kein Zimmer zu mieten, beschied man uns auf Nachfrage an der Rezeption. Da hätte man schon lange vorher buchen müssen, am besten per Internet von zuhause aus, so schnell könne man da jetzt nicht reagieren, man sei zwar grundsätzlich schon ein Nächtigungsbetrieb, aber eben kein richtiges Hotel, sondern auf die Beherbergung von Pilgern spezialisiert. Schließlich müssten ja rechtzeitig die Betten bezogen werden. Ernst zu nehmende Pilger stünden außerdem nicht einfach aus dem Nichts mit

dem Pilgerstab in der Hand vor der Tür, sondern die würden sich anmelden – heutzutage per E-Mail, häufiger noch per App, ganz wenige auch mit dem Telefon. Eine Pilgerreise, so erklärte man uns abschließend, als wir bereits ins Freie marschierten, gehöre geplant! Sonst werde das nichts, nichts und niemals nichts!

Sie lachte: „Gut, dass wir da kein Zimmer bekommen haben. Sonst müssten wir uns das Gequake bis zum Frühstück anhören.“

„Ja“, lachte auch ich, „es gibt kein Problem, das nicht auch sein Positives hätte. Allerdings stehen wir jetzt ohne Übernachtungsmöglichkeit da.“

„Macht doch nichts, es ist eine wunderschöne, sternenklare Nacht“, beruhigte sie, „und überhaupt nicht kalt. Viel zu warm für die Jahreszeit. Wir haben also Glück. Vielleicht sollten wir auch eine Votivtafel in der Kirche anbringen lassen?“

Während wir so plänkelten, schritten wir in die Nacht der Insel Barbana hinaus. Wer das kleine Eiland kennt, weiß, dass es außer dem mächtigen Klosterkomplex und der Kirche eigentlich nur eine große Wiese gibt, baumbestanden, mit einer Kapelle in der Mitte, die an den Eremiten Barbanus erinnert. Diese Wiese

steuerten wir an, nicht mehr nur per Du, sondern mittlerweile auch untergehakt, wie die Liebespaare drüben auf der Diga, dem langen Promenierdamm Grados, nächtens dahinschlenderten. Man sah sogar die Lichter des Inselstädtchens herüberblinken, schöner aber glänzten die Sterne vom Himmel. Ihr natürliches Licht genügte, um uns den Weg zu erhellen. Zwei Teenagern gleich stolperten wir, leicht angetrunken, durch das dichte Gras. Die Frage der Nächtigung hatten wir nach wie vor nicht gelöst, ehrlich gesagt hatte zumindest ich die Tatsache verdrängt, dass es dafür keine Lösung gab: Pilgerherberge zu, Kirche zu, Kapelle zu, wie uns ein kurzer Griff an die Türklinke bestätigte. Kloster? Wir waren uns einig, besser nicht zu läuten, denn wer wusste schon, wie man unseren nächtlichen Aufenthalt auf der Insel interpretiert hätte. Vielleicht sogar als Hausfriedensbruch. Also verhielten wir uns relativ ruhig, soweit es unsere Befindlichkeit erlaubte. Wir hofften, dass man uns nach unserer erfolglosen Vorsprache an der Rezeption der Pilgerherberge niemanden zur Kontrolle nachgeschickt hatte, was wir denn auf der Insel zu tun gedächten, nachdem das letzte Schiff vor Stunden abgelegt und sich sein

Kapitän längst auf einen Wein in die Bar al Porto drüben am alten Hafen von Grado gesetzt hatte. Freilich gaben wir beherzt der Hoffnung Ausdruck, dass uns gar keiner nachfolgen hätten können, weil man noch damit beschäftigt war, die Unmöglichkeit der kurzfristigen Buchung eines Pilgerzimmers zu erklären ... Wir lachten, und wie wir lachten! Nach einigen Durchquerungen und Umrundungen der Wiese, unterbrochen von so manchem weiteren Scherz und Gekicher, duldeten die Frage der Nächtigung nun wirklich keinen Aufschub mehr. Statt eines Vorschlages oder gar des Eingeständnisses, dass es keine wirkliche Lösung unseres Problems gab, setzte meine Begleiterin Taten. Sie blieb plötzlich stehen, hielt mich am Arm zurück, drehte mich im Halbkreis herum und umarmte mich. Dann küsste sie mich. Und dann ging alles recht rasch unter dem Sternenhimmel auf der Wiese von Barbana: Ich erwiderte ihre Küsse, wir umarmten uns und sanken langsam ins Gras. Die Entledigung der Kleider war reine Formsache und dauerte angesichts der Umschlingungen, die wir vollführten, erstaunlich kurz. Der abendlich kühle Wiesenboden tat unserer Begierde keinen Abbruch, im Gegenteil, die hektischen

Bewegungen beim Ineinanderfinden erzeugten eine derartige Hitze, dass die langsam heraufdräuende Feuchte des Untergrunds wie ein Dopingmittel wirkte und unsere Ausdauer beträchtlich verlängerte. Wie zwei verliebte Teenager wälzten wir uns unter den staunenden Sternen im Wiesengrün, weder auf verschmutzte Kleidung noch auf blaue Flecken achtend, die das ungewohnte Liebesnest unweigerlich nach sich ziehen würde.

Verwunderte Blicke morgen früh in der Cafeteria bei der Bestellung des Frühstückscappuccino samt Brioche? Uninteressant! Abschätziges Gemurmel beim An-Bord-Gehen seitens der Schifferleute? Kümmerte uns doch nicht in diesem Augenblick, in dem die Zeitmaschine zurück in die Jugend gestellt war! Um diese Nacht auf Barbana, so viel war klar, würden uns viele Jugendliche beneiden, kein Moretti, kein Maierhofer, kein sonst wer hatte das je erlebt!

San Daniele, 25./26. September 2019. Am Morgen nach unserer Wald-und-Wiesen-Partie auf Barbana kristallisierten sich einige bedeutende Erkenntnisse heraus: Erstens, man war nicht mehr der Jüngste. – Sie meinte zwar, selten so gut geschlafen zu haben

wie im Wiesengrün der Insel; mir aber tat alles weh, nur schwer schälte ich mich am Morgen danach aus dem Gras.

Zweitens bahnte sich ein Schnupfen schneller an, als man glaubte. Auch das galt anscheinend nur für mich. Drittens: Klöster mit Sittenstrenge gehörten offenbar der Vergangenheit an: Kein Mensch – und kein Mönch – störte sich daran, dass wir in unmittelbarer Nähe des Begründers des Heiligtums, Barbanus, gemeinsam die Nacht verbracht hatten – wie Mann und Frau statt der für Unverheiratete kirchlich besser beleumundeten Brüder und Schwestern. Zur Ehrenrettung muss gesagt werden, dass uns aufgrund unseres vorsichtigen Vorgehens niemand von der Geistlichkeit bemerkt haben dürfte.

Auch Pilgerherbergen verzichteten – viertens – auf Sittenstrenge. Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte man uns in die Nacht hinausgeschickt, wohl wissend, dass wir mit keinem Boot mehr übersetzen konnten und deshalb wohl oder übel auf der Insel die Nacht verbringen mussten. Und jetzt, am Morgen, servierte man uns in der Cafeteria starken Cappuccino und zuckersüße Briochekipferl zum Frühstück, ebenfalls ohne mit einer Wimper zu zucken. Man öffnete sogar

ein paar Minuten vor den offiziellen Zeiten, als man uns draußen in der morgendlichen Herbstfrische stehen sah, und schenkte unserer von Grasflecken gesprenkelten, zerknitterten Kleidung nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Und wer sich fünftens der Suche nach der Wahrheit verschrieben hat, sollte tunlichst auf Begleitung verzichten, vor allem auf eine Begleitung, der er sich emotional verbunden fühlt.

Dafür war es freilich zu spät. Nach der vormittägigen Rückfahrt von Barbana nach Grado und einem mehr als heiteren – ich rede nicht vom Wetter – Tag auf der Sonneninsel vereinbarten wir Folgendes: Sie würde mich am nächsten Morgen in meinem Auto nach San Daniele begleiten, wo ich meine Nachforschungen auf der Basis der auf Barbana gewonnenen Gewissheit fortsetzen wollte. Offiziell täuschte ich ihr gegenüber einen Geschäftstermin vor. Wieder gelogen, wieder völlig unklar, warum eigentlich und wie ich aus dem Ganzen wieder unbeschadet herauskommen sollte. Doch die Sache hatte auch einen Vorteil: Die Hektik, das Getrieben-Sein, das sich am Anfang meiner Recherchen rasch eingestellt hatte, waren wie weggeblasen. Die Macht der Liebe ...

Die Fahrt nach San Daniele verlief ruhig. Wir wählten die Bundesstraße, vermieden die Autobahn. Und so ging es auf bekanntem Weg durch Aquileia und an Cervignano vorbei bis Palmanova. In der Renaissance-Planstadt hielten wir kurz, um auf der Piazza Grande einen Espresso zu schlürfen. Wie frisch Verliebte – verdammt, das waren wir! – umrundeten wir Händchen haltend den grandiosen Platz im Zentrum Palmanovas, der viel zu groß für die Stadt erschien. Einst hatte er Soldaten als Aufmarschplatz zu Übungszwecken gedient, heute stellt er eine beeindruckende Freiluftbühne dar, für deren Bespielung es an lauen Herbsttagen wie diesem in dem Städtchen viel zu wenige Einwohner gab. Nach dem kurzen Stopp fuhren wir weiter durch die Ebene bis Codroipo. Eine nette Strecke, die abseits der Durchzugsstraße einige Highlights bereithält, wenn man genug Zeit zum Bummeln hat: den höchsten Kirchturm ganz Italiens in Mortegliano beispielsweise. Gebaut wurde er erst in den 1950er-Jahren: Was ihm an Alter fehlt, macht er durch die Höhe wett. Knapp nach Codroipo zweigten wir rechts ab und fuhren das breite, ausgewaschene Bett des Tagliamento entlang über Dignano nach San Daniele.

Im Hotel im Zentrum der Schinkenhochburg begrüßte man mich freundlich, wie einen alten Bekannten. Kein Wunder, das war ich, checkte ich binnen weniger Tage doch zum zweiten Mal hier ein. Für mein Empfinden verlief die Begrüßung fast eine Spur zu freundlich, aber meiner Begleiterin schien Gott sei Dank nichts an dem überschwänglichen Tamtam aufzufallen.

Bevor ich mich an die Arbeit machte, schritten wir klarerweise zuerst zur Prosciuttoverkostung. In San Daniele war das nicht schwer, in jedem Lokal – vom noblen Ristorante bis zur einfachen Bar – wurde die Spezialität des Ortes hauchdünn aufgeschnitten serviert. Wir wählten ein Lokal in unmittelbarer Nähe des Hotels, nur ein paar Schritte hinauf zum großen Platz vor dem Dom San Michele Arcangelo. Dass davor immer noch die Autos hin und her brausten, mutete ein wenig anachronistisch an. Daran änderte auch der zaghafte Versuch nichts, auf dem Platz eine Art Kreisverkehr zu installieren. Dazu hatte man ein armes, kleines, bemitleidenswertes Bäumchen in einem Eimer in die Mitte des Platzes gestellt, das von den Autos wie eine Slalomstange umfahren, gelegentlich wahrscheinlich auch umgefahren wurde.

Die Platte mit dem Prosciutto war schnell bestellt, außerdem ein halber Liter Vino rosso della casa. Wozu, da waren wir uns völlig einig, eine teure Flasche Rotwein kaufen, wenn der Hauswein in ganz Friaul bestens schmeckte? Die Sonne strahlte vom glasblauen Himmel und heizte dem Spätseptembernachmittag gehörig ein, als wäre ein letzter Rest Sommer. Wir waren froh, im Schlagschatten des Gebäudes zu sitzen, das unsere Trattoria beherbergte.

Als hätten wir auf Barbana und tags darauf in Grado die Eckpfeiler unserer künftigen Beziehung noch nicht restlos eingeschlagen, ergab sich unverzüglich ein intensives Gespräch. Immer noch lernten wir uns kennen. Das bedeutete für mich erhebliche Konzentration, um die eine oder andere Notlüge, die ich zur Verschleierung meiner wahren Mission bereits bemüht hatte, nicht selbst aufzudecken und mich dadurch zu verraten. Absoluter Blödsinn eigentlich, aber das Lügengebäude war schon so weit gediehen, dass es keinen Weg zurück gegeben hätte, ohne ihre Empörung über mein Verhalten zu riskieren. Welcher Teufel hatte mich da bloß geritten!

Jetzt hatte ich also geschäftlich in San Daniele zu tun – zumindest hatte ich das behauptet und sie schien es mir zu glauben. Was um alles in der Welt sollte man geschäftlich in dem Ort zu schaffen haben, wenn man nicht gerade mit Schinken handelte oder die gern dazu gegessenen Grissini im Angebot führte? Und schwerer noch: Wie sollte ich erklären, dass meine geschäftliche Unterredung schräg gegenüber in der Biblioteca Guarneriana stattfinden sollte, der ältesten Bibliothek Friauls? Dort wollte ich ein zweites Mal die Quelle studieren, die mich vor ein paar Tagen nach Barbana geführt hatte. Auch sich zuerst in eine andere Richtung auf den Weg zu machen, um dann unbemerkt zum eigentlichen Ziel zu gelangen funktionierte in San Daniele nicht – zu übersichtlich lag das kleine Städtchen auf seinem Hügel. „Magst du Bücher?“, fragte sie mich unvermittelt mit Blick auf die bekannte Bibliothek. Unerwartete Fragen zu stellen war offensichtlich eine Spezialität von ihr. „Ja“, sagte ich nach kurzem Zögern. „Da drüben“, ich zeigte mit dem Finger zur berühmten Biblioteca, gleichzeitig ein Blatt Prosciutto mit der Gabel aufrollend, bevor es in meinem Mund verschwand, „da drüben verbergen sich einige Kostbarkeiten. Eine der

ältesten Abschriften von Dantes ‚Divina Commedia‘ beispielsweise.“

„Aha“, meinte sie – neugierig, wissend oder doch desinteressiert? Ich hätte es nicht sagen können. Und dann legte ich los, genau so, wie es sich für einen Geschäftsreisenden in San Daniele geziemte. Was war ich doch für ein Idiot! Anfangs hatte ich gelogen und quasi eine zweite Identität aufgebaut. Kurz darauf, nämlich just in diesem Moment, goss ich diese über Bord und schwadronierte, was das Zeug hielt, von Dante Alighieri, Handschriften, Inkunabeln, Frühdrucken und Ähnlichem – was den Businessmann auf Reisen halt im Allgemeinen so beschäftigte. „Ja, eigentlich enthält der Kodex mit der Nummer 200, der da drüben liegt, ja nur einen Teil der ‚Divina Commedia‘. Den ersten Abschnitt, 34 Gesänge, in denen Dante durchs Inferno schreitet, also durch die Hölle.“

„Mit dem altrömischen Dichter Vergil als Führer“, warf sie ein.

Aha, durchzuckte es mich, also doch nicht ganz ahnungslos. Aber ich war bereits zu sehr in Fahrt – oder war es der Wein, aber wir hatten gerade erst gemeinsam einen halben Liter getrunken? –, um auch

nur einen Gedanken an meine erschwindelte Tarnung und vor allem an deren Aufrechterhaltung zu verlieren.

„Genau“, setzte ich fort, „Vergil führt. Ohne ihn hätte Dante keinen Zutritt ins Inferno erhalten.“

Abermals kreiste ein Prosciuttoblatt mit einer erklärenden Handbewegung über den Tisch und verschwand wie sein Vorgänger in meinem Mund, das letzte! Auch der Wein ging zur Neige, wir bestellten Nachschub.

„Der Kodex enthält auch Kommentare zu Dantes Text“, fügte sie nach der kurzen Unterbrechung hinzu, „vermutlich der älteste Kommentar der ‚Divina Commedia‘ überhaupt.“

Hoppala, nicht nur nicht ganz ahnungslos, sondern offenkundig bestens informiert. Dass die frühe Abschrift der „Commedia“ auch Kommentare eines Juristen aus Bologna enthielt, war nur mehr wenigen wirklich Interessierten geläufig.

Sie musste meine verdutzte Miene bemerkt haben und sagte: „Auch ich habe meine Reiseführer gelesen.“

Eine schwache Erklärung nur, aber sie genügte mir.

Ich beschäftigte mich keine Sekunde länger mit dem

Gedanken, ob sie vielleicht doch mehr wusste, als sie zu wissen vorgab.

„Weißt du, was mich besonders fasziniert?“, setzte ich fort, „wie viele Leute sich Dante Alighieri später in irgendeiner Form zum Vorbild genommen haben.“

Sie schaute fragend.

„Pasolini zum Beispiel!“

„Der Filmemacher?“

„Genau der“, bestätigte ich, „Pasolini hat ja nicht immer Filme gedreht. In den Anfangszeiten war er erfolgreicher Autor. Erst später hat er sich dem Film zugewandt, ziemlich genau zeitgleich mit dem Siegeszug der bewegten Bilder.“

„Ich weiß“, sagte sie.

„Ja, und in seinem nicht vollendeten großen Roman ‚Petrolio‘ nimmt Pasolini in einer Vision seines Helden, wenn man ihn denn so nennen kann, die bei Dante genannten Höllenkreise wieder auf. Das Ganze wird sehr ‚filmisch‘ geschildert, man merkt, dass sich Pasolini bereits mehr diesem Medium zugezogen fühlte und in der Sprache adäquate Ausdrucksformen für filmische Stilmittel suchte. Man könnte beinahe sagen, es liest sich wie ein Drehbuch, wenn man an Passagen wie ‚Totale des Sets‘ und Ähnliches denkt. Pasolinis

Höllenkreise haben freilich mit denen Dantes inhaltlich nichts zu tun. Die aus dem christlichen Glauben geprägten Sünden, die man in Dantes Inferno vorfindet und denen die einzelnen Höllenkreise entsprechen, sind bei ihm einer Kritik an der modernen Lebensführung gewichen. Reiner Hedonismus, Verlust der Intellektualität, aber auch der ursprünglichen Erdverbundenheit des einfachen Volks, Konsumhörigkeit – all das findet man in Pasolinis Höllenkreisen vor. Auch die seiner Meinung nach zunehmende Angleichung aller an eine hauptsächlich von der Werbung suggerierte Lebensführung, die Gleichschaltung von Mann und Frau im Äußeren sind Höllenkreise in der umfangreichen Vision von Pasolinis Hauptfigur. Aber die grundlegende Idee der Höllenkreise geht klar und deutlich auf den Spätmittelalterdichter Dante Alighieri zurück.“

„Pasolini kann von Glück reden“, warf sie nachdenklich ein, „dass er nicht heute lebt. Im Vergleich zu dem, was heute möglich ist, hört sich das, was du über seine Höllenkreise erzählst, harmlos an.“

„Ja“, lachte ich verächtlich, „der Tatsache, dass einer der am lautesten polternden Populisten mit wenig Hirn im Kopf auf demokratischem Wege zum Präsidenten

der USA gewählt werden kann, hätte Pasolini wohl einen eigenen Höllenkreis gewidmet.“

„Wahrscheinlich sogar schon Dante“, lachte sie ebenfalls, „wenn man damals bereits demokratische Werte gepflegt hätte.“

„Du sagst es. Da man damals aber Plato und seine Lehre von den drei Ständen, die den perfekten Staat bilden, bevorzugte, lesen wir im Inferno der ‚Divina Commedia‘ Dantes noch nichts über demagogische US-Präsidenten.“

Inzwischen hatte sich der schönste Spätnachmittag eingestellt, und meine Lust war gering, in die Biblioteca Guarneriana zu gehen, um die Quelle nochmals durchzuschauen, deren Wahrheitsgehalt enorm gestiegen war. Denn die darin genannte Votivtafel, die die Geretteten der Andrea Doria der Madonna von Barbana gestiftet haben sollen, gab es wirklich. Also sollte man wohl auch die zweite – wichtigere – Botschaft glauben dürfen, dass sich ein gewisser Maierhofer an Bord des gesunkenen Passagierdampfers befunden hatte. Das konnte ich also als gegeben hinnehmen. Ärgerlich nur, dass ich beim ersten Studium der Quelle allzu schnell von meinem Sessel im Lesesaal aufgesprungen und nach

Grado gerast war, um dort die Sache mit der Tafel zu überprüfen. Wäre ich sitzen geblieben und hätte den Rest des Akts aufmerksam weitergelesen, hätte ich jetzt vielleicht schon gewusst, ob Maierhofer unter den Opfern der Schiffskatastrophe zu finden war oder ob er zu den Überlebenden zählte. Oder ob er außer auf der Passagierliste überhaupt nicht weiter erwähnt wurde, weder bei den Lebenden noch unter den Toten. Andererseits: Half mir diese Information wirklich weiter? Sollte ich das Ganze nicht gleich in der Realität checken und dementsprechend handeln? Die Sonne dieses späten Herbstnachmittags, die die Hügelkuppe San Danieles in ein sanft goldenes Licht hüllte und uns im Gastgarten oben auf dem Hauptplatz angenehm wärmte, der Appetit auf eine zweite Portion hauchdünn aufgeschnittenen Prosciutto, der süffige Wein, aber auch die wunderbare Gesellschaft dieser attraktiven Frau ließen mich schnell eine Entscheidung fällen: Ich blieb sitzen.

Das bescherte mir auf der anderen Seite ein neues Problem: Ich musste mich aus der Lüge, die ich vorhin aufgetischt hatte – geschäftlicher Termin in San Daniele –, wieder herauslügen, wenn ich nicht bald aufstand, den Termin wahrzunehmen vorgab und ging.

Von wegen „Lügen haben kurze Beine“, ihre Beine werden immer länger und zahlreicher, wenn man sich ihrer bedient, wie bei einem Tausendfüßler.

Ich blickte aufs Handy und sagte so beiläufig wie möglich: „Abgesagt.“

Zuerst reagierte sie gar nicht, also versuchte ich es ein zweites Mal.

„Ich kann hier bleiben“, sagte ich.

„Ja?“, fragte sie jetzt.

„Mein Geschäftstermin“, stammelte ich, „er wurde soeben per SMS abgesagt.“

„Komisch“, antwortete sie, „ich hab gar kein Piepsen gehört, dass du eine Nachricht aufs Handy erhalten hast.“

„Leise gestellt“, log ich weiter – wie befürchtet, die Sache entwickelte Beine wie ein Tausendfüßler.

„Das ist doch wunderbar“, rief sie aus, „dann verbringen wir einen schönen Abend hier in San Daniele. Schinken und Wein wird man wohl genug eingelagert haben.“

Sie wurde sich ihres Überschwangs bewusst und fügte fast entschuldigend hinzu: „Ich meine natürlich nur, wenn es nicht besonders tragisch ist, dass dein Termin geplatzt ist.“

„Keineswegs“, beruhigte ich sie, „ich sitze viel lieber hier mit dir, als die Zeit mit Geschäftsterminen totzuschlagen.“

„Na, dann passt ja alles bestens!“
Fast zumindest. Fast passte alles.

Cividale, 26./27. September 2019. Und dann die Langobardenstadt! Meine Pläne, möglichst rasch das Abbleiben des jungen Maierhofer definitiv, rest- und zweifellos zu entschlüsseln, waren endgültig den Bach hinunter. Bereits in San Daniele hatte sich das abgezeichnet, als ich die Trattoria, den Wein, den Prosciutto und natürlich die formidable Gesellschaft der Frau einem weiteren Quellenstudium in der Biblioteca Guarneriana vorgezogen hatte. Eigentlich unvorstellbar angesichts der Hektik, die mich noch in Grado getrieben hatte, als ich an der Riva Scaramuzza gestanden war, um auf das Fährboot nach Barbana zu warten. Nicht schnell genug konnte es mir vor ein paar Tagen gehen, und die Touristen, die sich da zäh aus dem Schiffchen quälten, hatte ich verflucht wie eine von Dantes Höllenqualen. Jetzt war alles wie weggeblasen.

Am Vormittag in Cividale angekommen – ich wollte meiner neuen Partnerin Friauls bei Weitem schönste und interessanteste Stadt unbedingt zeigen, meiner Nachforschungen wegen hätte ich gar nicht hierher kommen müssen –, schlüpfte ich in die Rolle des Fremdenführers. Eventuelle Befürchtungen, enttarnt zu werden, ließ ich erst gar nicht aufkommen. Seien wir uns ehrlich: Schon meine Ausführungen in San Daniele hatten nicht dazu beigetragen, glaubhaft den Geschäftsreisenden zu mimen. Doch sie hatte mit keinem Wort Zweifel an meiner Identität angemeldet. Warum eigentlich? Das fragte ich mich gelegentlich in stillen Minuten, wenn ich wartete, bis sie aus einem der unzähligen Läden wieder herauskam, die sie wie schwarze Löcher verschluckten. Sie war ja ausgesprochen intelligent. Warum also meldete sie nicht den geringsten Zweifel an meiner fragwürdigen Identität an? Genauso schnell, wie die unangenehmen Gedanken auftauchten, stieß ich sie dorthin zurück, wo sie meiner aktuellen Befindlichkeit gemäß hingehörten: ins Nirwana. Von dort würden sie vermutlich zwar irgendwann ihren Weg in mein Unterbewusstsein antreten, um mich in tiefer Nacht zu quälen. Bisher aber erfolglos, denn ich schlief trotz des

veritablen Lügengebäudes, das ich mittlerweile zur Aufrechterhaltung einer falschen Persönlichkeit aufgebaut hatte, sagenhaft gut – sicherlich auch dem ausgiebigen Alkoholkonsum geschuldet. Auf unserem Rundgang durch die Langobardenstadt Cividale spazierten wir durch rund 2500 Jahre friulanische Geschichte. Wir begannen mit einem Besuch des Ipogeo Celtico in der Via Monastero Maggiore. Den Schlüssel zu diesem kurzen Ausflug unter die Erde Cividales hatten wir uns beim Tourismusbüro besorgt. Nachdem ich die unscheinbare Holztür geöffnet hatte, stiegen wir über feucht-glitschige Stufen vom Straßenniveau hinunter bis etwa auf die Höhe des Natisone, der sich, eingegraben in eine tiefe Schlucht, in unmittelbarer Nähe durch das Städtchen schlängelte. Das Gewölbe wurde im fünften oder vierten Jahrhundert vor Christi Geburt von den Kelten aus dem Fels gehauen; wahrscheinlich diente es als Kultraum oder auch als Begräbnisstätte, deshalb sein Name. Der Abstieg gestaltete sich aufgrund einiger aus dem Stein geschlagener, stark verwitterter Porträts, vermutlich Grabmasken, ein wenig schauerromantisch und bot Anlass für Spekulationen, ob hier unten neben kultischen Handlungen nicht

vielleicht ganz andere, schlimmere Sachen vonstattengegangen sein könnten. „Schaurig“, seufzte meine Begleiterin. „Ja“, bestätigte ich, „das wäre der ideale Schauplatz für einen Gruselfilm.“ „Oder für einen von Pasolinis Höllenkreisen“, meinte sie. Nach der Rückkehr an die Oberfläche Cividales bogen wir aus der Via Monastero Maggiore in die Via Paolino d’Aquileia ein, gingen aber (noch) nicht zur berühmten Teufelsbrücke hinunter, sondern nach rechts, hinauf zum nahe gelegenen Dom. Gegenüber, vor dem Rathaus, erwiesen wir der überlebensgroßen Statue des Gaius Iulius Caesar unsere Referenz. Der Feldherr hatte die Stadt um das Jahr 50 vor Christus quasi neu gegründet. Dieser von Caesar ins Leben gerufene Marktplatz wurde nach dem Familiennamen des Stadtgründers Forum Iulii genannt – daraus sollte sich im Laufe der Jahrhunderte durch sprachliche Verschleifung, sprich schlampige Aussprache, der Name Friaul entwickeln. Später wurde Forum Iulii dann Cividale genannt, hervorgegangen aus der Bezeichnung Civitas Austriae, Stadt im Osten, auf Deutsch Östrich, gleich klingend, aber ohne Bezug zu

Österreich. Abgesehen von der Caesar-Statue, die natürlich nicht aus der Lebenszeit des Diktators stammte, fand man in Cividale nur wenige Reste aus dem antiken Rom: ein paar winzige Ausgrabungen der alten Thermen und einige Relikte im Keller eines Wohnblocks.

Doch Highlight nicht nur in Cividale, sondern weitem, beinahe möchte man sagen weltweit, waren ohnehin nicht irgendwelche Überbleibsel aus dem Imperium Romanum, sondern die Spuren, die die Langobarden hinterlassen hatten. Ihnen widmeten wir uns auf unserem weiteren Rundgang. Das rätselhafte Volk war im frühen Mittelalter von Skandinavien über Ungarn ins heutige Norditalien gezogen und gründete im Jahr 568 sein erstes Herzogtum in der Region.

Langobardenkönig Alboin setzte seinen Neffen Gisulfo als Herzog in Cividale ein. Dessen Sarkophag wurde im 19. Jahrhundert im Zentrum Cividales aufgefunden – zufällig, unter der Piazza Paolo Diacono. Die prächtigen Grabbeigaben des Herzogs können heute im archäologischen Museum der Stadt bewundert werden. Und ja, es gibt erhebliche Zweifel, ob es wirklich Gisulfs Sarkophag war, der anno 1874 entdeckt wurde. Die in den Stein geritzte Inschrift

schien denn doch ein wenig sehr bemüht, den spektakulären Fund zum spektakulären Fund zu machen ...

Wie auch immer, wir folgten den Spuren der Langobarden durch Cividale, von den zwei nebeneinanderliegenden Museen – neben dem archäologischen ist das christliche Museum beim Dom zu nennen, in dem ebenfalls bedeutende Fundstücke aus der Langobardenzeit zu sehen sind – zum Tempietto Longobardo. Auch er ein herausragendes Zeugnis der Kultur der „Langbärte“ genauso wie ein wenig umstritten, ob er überhaupt von ihnen errichtet wurde.

„Seien wir uns ehrlich“, sagte ich zur Frau an meiner Seite, „Rätsel und Spekulationsmöglichkeiten machen den Reiz der Archäologie in Wahrheit doch erst aus!“ Da sprach doch wahrlich wieder der Geschäftsreisende von Format!

Sie schien es nicht zu stören.

„Warum zeigst du mir das alles?“, fragte sie nur.

„Weil ich die Stadt liebe“, antwortete ich, „und was man liebt, das teilt man gerne.“

„So?“, fragte sie.

„Dich würde ich natürlich mit niemandem teilen“,
beeilte ich mich zu versichern.

Der Anziehungskraft des Langobardentempelchens im Kloster Santa Maria in Valle tat es keinen Abbruch, dass man ihn gelegentlich den Karolingern zuschrieb, die im Laufe der Geschichte auf die bärtigen Invasoren folgten. Unseren Rundgang in memoriam der Langobarden beendeten wir auf der bereits genannten Piazza Paolo Diacono, wo wir vor dem Geburtshaus des berühmten langobardischen Geschichtsschreibers feststellten: Paulus Diaconus mochte an dieser Stelle vielleicht geboren sein, aber sicher nicht in diesem Haus, das gegenwärtig dort stand, denn das vermeintliche Geburtshaus stammte eindeutig aus späterer Zeit.

Spätestens bei unserer Rast im Caffè Longobardo erwartete ich mir die eindringliche Frage von ihr, wieso ich – als Geschäftsreisender – keinen Gedanken an meinen am Vortag abgesagten Termin verlor, stattdessen aber Zeit genug hatte, Stunde um Stunde an die Langobarden und deren teils geheimnisvolle Geschichte zu verschwenden. Und ich hätte ihr spätestens jetzt die Frage stellen müssen, woher sie derart gut über die Geschichte des

frühmittelalterlichen Volks Bescheid wusste – so gut wie jede Bemerkung meinerseits ergänzte sie um interessante Details und verriet auf diese Weise enormes Sachwissen. In den Reiseführern, das war klar, stand vieles davon nicht.

Nach zwei Espressi und genauso vielen köstlichen kleinen Küchlein, die dort gereicht wurden – exakt waren es ein Cubo Sacher und ein Cubo Opera, wenn's wer wissen möchte –, setzten wir unseren Stadtrundgang gestärkt fort. Es gab ja noch so vieles, das einen Besuch lohnte: die Teufelsbrücke etwa. „Die Brücke führt uns zurück nach Österreich“, erklärte meine Gefährtin poetisch-bildlich, bevor ich es sachlich-nüchtern vortragen hätte können.

Stimmt! Laut Inschrift wurde der berühmte Übergang über den Natisone von Erhard von Villach erbaut. Mit den drei mächtigen Pfeilern, von denen der mittlere auf einem Felsen im Fluss ruht, entwickelte sich die Teufelsbrücke rasch zum Wahrzeichen der Langobardenstadt, obwohl sie lange nach deren Herrschaft errichtet worden war. Den Namen verdankte die Brücke der Gründungssage. Demnach unterstützte der Teufel höchstpersönlich die Einwohner Cividales beim Bau der Brücke tatkräftig. In nur einer

Nacht klotzte er die Flussüberquerung hin, verlangte dafür aber als Lohn die Seele des Ersten, der die Brücke überquerte. Die gewieften Bewohner des Städtchens schickten zum Auftakt an Menschen statt ein Tier über die neue Brücke, und der Teufel ging seelenlos aus.

„Es waren aber auch andere Baumeister an dem Bauwerk beteiligt“, ergänzte ich, „und im Ersten Weltkrieg wurde das Wahrzeichen der Stadt überhaupt zerstört und später originalgetreu wiederaufgebaut.“

„Gott sei Dank“, sagte sie, „schau nur, wie wunderbar sich der Bau in den Fluten des Flusses spiegelt.“

Und wirklich, schaute man vom Belvedere genannten Aussichtsplätzchen ins smaragdgrüne Wasser des Natisone, glaubte man, die Teufelsbrücke ein zweites Mal, dieses Mal auf den Kopf gestellt, zu erblicken. Natürlich besuchten wir auch den Dom der Stadt, die gut erhaltenen Stadttore, den mittelalterlichen Turm und die Casa Medievale, die als ältestes bestehendes Haus Cividales gilt.

„Es ist einfach sagenhaft, wie viele Elemente aus 2500 Jahren friulanischer Geschichte sich in dem Städtchen aneinanderreihen“, schwärmte ich.

Auch dem Ersten Weltkrieg, dem „Grande Guerra“, wie ihn die Italiener nennen, und dem mein eigentliches Interesse hätte gelten sollen, begegneten wir. Im alten Bahnhofsgebäude war ein Museum zum Gedenken eingerichtet. Die heute verkürzte Bahnlinie – sie führt nur mehr von Udine bis ins Langobardenstädtchen – verlief früher weiter bis Karfreit im heutigen Slowenien und stellte eine wichtige Nachschubstrecke für das Militär dar. 1932 wurde sie dann stillgelegt.

„Karfreit, auf Slowenisch Kobarid, Caporetto auf Italienisch, war im Ersten Weltkrieg Schauplatz der zwölften Isonzo-Schlacht. Ein grausames Gemetzel im Oktober 1917, unter Einsatz von Giftgas ausgefochten, das die Mittelmächte, also Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich, für sich entscheiden konnten“, dozierte die Frau an meiner Seite.

„Die italienischen Streitkräfte“, fuhr sie fort, „wurden schwer geschlagen und zogen sich, im Chaos versinkend, bis über den Tagliamento und weit in die friulanische Tiefebene zurück. Erst langsam und mit Unterstützung der USA konnte sich Italien von dem Debakel wieder erholen und letztlich zu den Siegermächten des Krieges gezählt werden.“

Da erzählte sie mir nichts Neues, der Erste Weltkrieg war mein Spezialgebiet, wenn man so will. Er war es, der mich zu meinen Nachforschungen getrieben hatte; er war es, der mich ruhelos durch Friaul peitschte, sah man von den angenehmen Stunden in Gesellschaft meiner neuen Partnerin einmal ab; und er war es schließlich, der uns überhaupt erst zusammengeführt hatte. Denn hätte ich keine Recherchen auf Barbana angestellt, wären wir uns wohl nie begegnet. Das alles konnte ich ihr natürlich nicht auf die Nase binden. Die langen Beine der Lügen ...

Zum Abendessen fanden wir uns in einer gemütlichen Trattoria direkt neben dem Dom ein. Friulanische Kost versprach man draußen und hielt dieses Versprechen drinnen ein. Denn zum Draußensitzen war es in den Abendstunden leider schon zu kalt.

Wir ergatterten in der rammelvollen Gaststube gerade noch zwei Plätze und teilten uns den Tisch mit einer italienischen Familie. Bald plauderte man kreuz und quer, tauschte Erfahrungen und Geheimtipps aus. Graz, die Stadt, in der ich wohnte, kannten die Italiener. Vor allem das adventliche Treiben in den Wochen vor Weihnachten hatte es ihnen angetan. Im

Süden genoss der Advent in Graz einen exzellenten Ruf.

Die Italiener erzählten von der Isola della Cona, einem Naturreiservat bei Grado. Da wurde sogar deren Tochter munter – sie schaute plötzlich vom Handydisplay auf und schwärmte von den wilden Pferden auf der Insel, bevor sie wieder in die virtuelle Welt versank.

Wie wir hatten auch die Italiener einen Ausflug hierher unternommen. Meine Partnerin erkundigte sich nach deren Herkunft. Codroipo, beschied man uns, man sei vor allem des Essens wegen herübergefahren. „So weit?“, wunderten wir uns. Ja, zuhause gebe es kein so gutes Lokal wie hier in Cividale.

Angesichts der friulanischen Spezialitäten, die sich vor uns auf dem Tisch türmten, konnte man die Anreise verstehen: Da gab es Frico, den typisch regionalen Auflauf aus Kartoffeln und Käse, der beim Servieren rund aufgeblasen wie ein Luftballon auf den Tisch kam, um beim ersten Schnitt in sich zusammenzusacken. Salumi in Aceto standen ebenfalls da, Scheiben friulanischer Salami, die mit Zwiebeln in Essig gedünstet wurden. Auch eine Frittata befand sich auf dem Tisch, ein Omelett, bei dem vor

lauter Kräutern die Farbe Grün klar das Gelb der Eier übertrumpfte. Nicht zu vergessen die klassische Zuppa di Orzo e Fagioli: ein feines Süppchen mit Rollgerste und Bohnen. Zu allem wurde natürlich Polenta gereicht, Polenta, Polenta, Polenta. Und der süffige rote Schioppettino aus dem Nachbarort Prepotto floss reichlich dazu.

„Es ist schön, dass Menschen der einst verfeindeten Länder Italien und Österreich heutzutage so friedlich vereint an einem Tisch zusammensitzen“, resümierte meine Gefährtin den gemütlichen Abend in der Trattoria nachts im Hotelbett.

Es sollte für lange Zeit das Letzte sein, was ich von ihr hörte ...

Ich schlief tief und fest diese Nacht, Weingott Bacchus sei's gedankt. Als ich am späten Morgen im Hotel Roma in unmittelbarer Nähe zur Altstadt Cividales aufwachte, machte ich eine merkwürdige Entdeckung: Der Platz im Bett neben mir war leer. Meine Partnerin fehlte. Im ganzen Zimmer entdeckte ich keine Spur von ihr, nicht den kleinsten Zettel, vielleicht mit einer hingekritzelten Nachricht, sie sei nur schnell eine Kleinigkeit kaufen gegangen oder auf einen kurzen Espresso oder ein wenig Luft schnappen nach dem

durchzechten Abend oder was weiß ich – nichts. Auch im Bad keine mit knallrotem Lippenstift auf den Spiegel geschmierte Botschaft, wie man sie aus den Hollywood-Streifen kannte. Im Frühstücksraum hatte man sie ebenfalls nicht gesehen. Sie war weg, einfach weg, spurlos verschwunden.

III. Die Frage nach dem Vater

Passo di Monte Croce Carnico, 16. September

2019. Ein mehr als hundert Jahre alter

Tagebucheintrag hatte mich nach Barbana geführt, indirekt zumindest. Entstanden war er anderswo in Friaul. Damals herrschte Krieg in der Region, im Jahr 1917 dauerte der Erste Weltkrieg bereits drei Jahre. Gerade einmal 50 Kilometer weit entfernt, in Gorizia, metzelten sich österreichische, deutsche und italienische Truppen am Isonzo in grausamen Schlachten hin, die heute, mehr als hundert Jahre später, immer noch den Ruf des Schreckens verbreiten. Müsste ein Synonym für absoluten kriegerischen Wahnsinn gefunden werden, „Isonzo“ wäre das passende Wort dafür. Schade um den Namen, der im Grenzgebiet zwischen Italien und Slowenien dahinströmende Fluss verbreitet viel Schönheit und Ruhe. Man muss beinahe an Vergewaltigung denken, wenn er in Zusammenhang mit den Kriegsgräueln gebracht wird ...

Die Isonzo-Schlachten boten nur eine Ausgeburt der Hölle des Ersten Weltkriegs. Weiter im Westen, oben am Passo di Monte Croce Carnico, zu Deutsch

Plöckenpass, ging es nicht weniger grausam zu. Überall wogte das Kriegsglück hin und her, wirkliche Durchbrüche, die zur Entscheidung führen hätten können, gab es kaum. Die Stellungen waren auf beiden Seiten der Front bezogen, man hatte sich sozusagen einzementiert. Aufenthaltsräume, Verbindungsgänge, Schlafquartiere und Geschützstände, alles wurde entlang der langen Frontlinie in die Felsen gegraben oder mit Beton aufgemauert. Überall in Friaul findet man bis heute die Zeugnisse des Irrsinns. Man wundert sich, zu welchen Wahnsinnstaten der Krieg den Menschen befähigen kann. Im Unterschied zu den Stellungen am Isonzo herrschten oben am Pass mehr als das halbe Jahr dramatische Wetterbedingungen. Noch heute gibt es oft Wintersperre am Plöckenpass. Damals freilich war nichts gesperrt, die Soldaten mussten in Eis, Schnee und Kälte ausharren – übrigens ein passendes Symbol für Denkweise und Gesinnung von Volk und Führern im Ersten Weltkrieg: Kälte, Schnee und Eis.

Tagebucheintragung, 23. Januario anno Dom.

1917

Haben wir es wirklich 'glaubt oder haben wir es einfach glauben wollen? Dass in der verfluchten Hölle am Plöckenpass ein Stück Menschlichkeit, ein wenig Kameradschaft über die Frontgrenzen hinweg Bestand hat? Wie auch immer, ob Trug oder Selbstbetrug, die ganze Hoffnung ist hin, der Maierhofer ist nicht mehr. Wir wurden aufs Schändlichste getäuscht ...

Dabei hat sich alles so schön anlassen wollen. Drüben die Welschen, herüben wir, die Österreicher. Und in der Mitte die Grenze, unüberbrückbar.

Stacheldrahtverhau und Schützengräben, viel z'viel zum Drüberlaufen, aber drüberrufen, das ist 'gangen.

Genau das hat er g'macht, der Francesco von den Welschen drüben – zumindest hat er sich so g'nannt.

Und unser Maierhofer, der hat ihm g'antwortet.

Plötzlich haben die zwei g'schatzt wie im tiefsten Frieden, als wären's im Kaffeehaus g'sessen. Über die Frontgrenzen hinweg haben's g'redet und wir haben uns g'fragt, was das soll mitten im Krieg ...*

Tagelang ist das so 'gangen. Immer wenn die beiden Wachdienst g'schoben haben, haben's miteinander über die umkämpfte Grenze drüberg'redet. Wie die

*besten Freund, nicht wie Feind. Doch dann ist's passiert. Wir haben den Maierhofer noch g'warnt. Er soll doch den Welschen nicht trauen. Vielleicht ist das freundliche Getue nur eine List, haben wir g'sagt. Aber er hat nur g'lacht, der Maierhofer. Bis ihn der Schuss niederg'streckt hat, vom Francesco, dem Falotten**.*
Und jetzt ist er tot, der Maierhofer, und über die Fronten hinweg redet niemand mehr.

(Anmerkungen: * schätzen – Dialekt für plaudern; ** Falott – Schurke)

Diese merkwürdige Notiz, die ich in einem alten Büchlein auf dem Dachboden im Haus der Großeltern gefunden hatte, lag lange Zeit bei mir zuhause herum, nachdem ich mich zuerst über den unverständlichen Inhalt gewundert hatte. Offenbar hatten zwei gegnerische Soldaten, Österreicher der eine, der andere Italiener, im Ersten Weltkrieg über die Frontlinie hinweg gelegentlich ein paar Worte gewechselt. Von Freundschaft zu sprechen wäre wohl übertrieben. Aber sie hatten sich auch nicht sofort eine Kugel durch den Schädel gejagt, als sie während ihrer Wachdienste aufeinandertrafen. Der kurze Anflug von Menschlichkeit fand freilich ein jähes Ende.

Anscheinend hatte man den Österreicher Maierhofer bei einem dieser kurzen Wortwechsel erschossen. Also doch nichts anderes als ein finsterer und feiger Hinterhalt der verschlagenen Welschen, den man natürlich sofort Francesco in die Schuhe schob? – Vorurteile, nichts als Vorurteile, jeder hätte damals schießen können!

Wie das so ist mit alten Geschichten, ließ sie mich nicht dauerhaft in Ruhe und ich begann mit Nachforschungen. Der erste Weg führte mich auf den Passo di Monte Croce Carnico. Warum? Ehrlich gesagt, keine Ahnung. Aber ich wollte einfach irgendetwas unternehmen, um mich der Sache anzunähern. Am schlimmsten ist doch, grübelnd im Ungewissen zu verharren! Da schien mir eine Fahrt auf den Plöckenpass ein guter Anfang zu sein.

Oben am Berg wehte ordentlich der Wind über die Passhöhe. Ich stellte das Auto am großen Parkplatz ab. Die steife Brise hätte mir beim Aussteigen beinahe die Autotür aus der Hand gerissen, und mit meiner frühherbstlich leichten Kleidung, die unten im Tal bestens gepasst hatte, war ich hier heroben ziemlich verloren. Also eilte ich zuerst einmal in den Berggasthof, eine nicht ungemütliche Wirtschaft, die

über den Platz hinweg zur Einkehr einlud. Drinnen hatte man im großen Ofen ein wärmendes Feuer entzündet, und der Espresso schmeckte angesichts der Seehöhe, auf der er serviert wurde, durchaus annehmbar.

Hier, in heimeliger Umgebung, mochte man gar nicht glauben, welche Tragödien sich im Ersten Weltkrieg abgespielt hatten. Eine der unzähligen tragischen Geschichten hatte ich bereits am Fuße des Passes, in Timau, in Erfahrung gebracht. Der Ort, der in der Sprache der Einheimischen, einem uralten bairischen Dialekt, der unserem Mittelhochdeutschen ähnelt, Tischlbong heißt, gehört zu den drei deutschen Sprachinseln Friauls. Im Mittelalter war er von Kärnten aus besiedelt worden, die Aussiedler hatten sich „ihre“ Sprache, das Deutsche, mitgebracht und in der Abgeschlossenheit der Waldeinsamkeit bis heute bewahrt. Und so sagen vor allem die Alten bis heute „is dearfl va Tischlbong“, wenn sie ihr Dorf meinen, oder „reitmar an olta taitscha schprooch“, um auszudrücken, dass man in Timau einen alten deutschen Dialekt redet. Mussolini hatte alles unternommen, um die Sprache der Einwohner auszulöschen – ohne Erfolg, denn mittlerweile besinnt

man sich ihrer als schützenswertes Kulturgut und fördert ihren Weiterbestand mit eigenen Publikationen. Doch ich schweife ab. Unten in Timau hatte ich neben dem Museum, das an die Schrecken des Ersten Weltkriegs gemahnte, auch ein Denkmal gesehen, das an die Portatrici Carniche erinnerte, auf Deutsch karnische Trägerinnen. Diese Frauen hatten während des „Grande Guerra“ Nachschub auf den Pass geliefert. Zentnerschwere Lasten schleppten sie von Timau hinauf zur Passhöhe, getragen in Rückenbutten, und leisteten so wertvolle Schützenhilfe für ihre kämpfenden Männer. Maria Plozner-Mentil war eine von ihnen, deren Gedenken man in Timau besonders hochhielt. Verheiratet und Mutter von vier Kindern, war die 1884 geborene Frau eine klassische Portatrice Carnica. Ihr Schicksal gab mir Einblick in die Gefährlichkeit der körperlich enorm anstrengenden Nachschubtätigkeit: Im Jahr 1916 wurde sie auf einem ihrer Märsche von einem österreichischen Soldaten unter Beschuss genommen, schwer verwundet und starb schließlich infolge ihrer Verletzungen im Spital von Paluzza. Welch Wahnsinn!

Nun befand ich mich also am Passo di Monte Croce Carnico, ein Anfang in den Nachforschungen war

gemacht. Das entband mich aber nicht von der Notwendigkeit, endlich einen Plan zu finden, wie in der Sache weiter vorzugehen sei. Hier hinterm Ofen zu sitzen mochte zwar gemütlich sein, es brachte mich aber nicht voran. Und dann kam mir beim Espresso im Berggasthof die Idee, in den Bibliotheken und Archiven des Landes mein Glück zu versuchen. In Pontebba, der Heimatgemeinde Maierhofers, in Triest und auch in San Daniele sollte ich fündig werden ...

Dordolla, irgendwann im Jahr 1927. In den ausgehenden 1920er-Jahren reisten der kleine Sohn Maierhofers, er hatte gerade den zehnten Geburtstag gefeiert, und seine Mutter nach Dordolla. Obwohl der Weiler kaum 15 Kilometer von Pontebba entfernt lag, darf man angesichts der damaligen Verkehrsmittel durchaus von Reise sprechen. Dort oben, bei Verwandten, wollte man ein wenig ausspannen von der anstrengenden Arbeit am Hof daheim. Die Mutter brauchte etwas Abwechslung, denn der erste runde Geburtstag des Sohns hatte ihr überdeutlich vor Augen geführt, was für einen Verlust der Tod ihres – Mannes durfte man ja gar nicht sagen, die beiden waren nicht verheiratet in der kurzen Zeit ihrer

Beziehung – sagen wir also ihres Freundes bedeutet hatte. Für sie und für das Kind. „Wo ist Papa?“ – wie oft hatte der Knabe diese Frage schon gestellt! „Weißt du“, sprach die Mutter in Dordolla zu ihrem zehnjährigen Sohn, „dein Vater ist da oben.“ Sie zeigte mit dem Finger durch eine kleine Lücke in den Dachvorsprüngen der wie Schwalbennester aneinanderklebenden Häuser des Bergdorfs in den Himmel.

Später sollte Dordolla für seine Bauweise lokale Bekanntheit erlangen: eng aneinandergebaute Behausungen, so eng, dass mit dem Ochsespann, in weiterer Folge mit dem Auto kein Durchkommen war. Gespann oder Auto mussten unten neben der Kirche geparkt werden. Von dort ging man zu Fuß durchs Dörfchen, dessen Häuser sich neben- und übereinander die Bergwiese hinauf drängten. Kein Wunder, dass sich in dieser Abgeschlossenheit ein gewisser Widerstandsgeist herausbildete, der die Bewohner an der Wende zum 21. Jahrhundert um ihr Dorf kämpfen ließ. Als die Zentralgewalt unten im Tal daran dachte, die Menschen aus der kleinen Ortschaft in den Bergen abzusiedeln – wie so oft wurden Einsparungsmöglichkeiten in der Infrastruktur als

Gründe genannt, man müsste keine Post mehr hinauftransportieren, den öffentlichen Bus und die Stromleitungen könnte man sich ebenfalls sparen –, verwehrten sich die Dordollaner dagegen, ins Tal hinunterzuziehen – und blieben. Ja, sie gründeten sogar einen Kunstverein in einem aufgelassenen Kinderhort, womit Dordolla die vermutlich kleinste Gemeinde Italiens mit eigenem Kulturzentrum sein dürfte ...

„Da oben“, sagte Maierhofers Freundin und zeigte mit Tränen in den Augen durch die Häusergiebel, „im Himmel.“

„Wieso?“, fragte der kleine Bub.

„Weil Papa tot ist.“

Und dann erzählte sie ihrem – und Maierhofers – Sohn die ganze Geschichte. Zum ersten Mal seit der Tragödie sprach sie darüber, und es war, als würde sie sich all den Kummer und die Trauer vom Herzen reden. Von den Schneeschauern erzählte sie, die aus grauen Wolken auf Pontebba niedergingen, als man sie zur Seite nahm und sich setzen hieß. Man habe schlechte Nachrichten, sehr, sehr schlechte Nachrichten. Sie schilderte, wie sie das Gesagte zuerst nicht verstehen wollte, obwohl sie es tief im Innersten

bereits befürchtet hatte. Schließlich hatte er auf ihren Brief, in dem sie von der Geburt des gemeinsamen Kindes berichtete, nicht und nicht geantwortet. Als man es ihr aber ins Gesicht sagte, dass Johann Maierhofer gefallen war, half das alles nichts. Sie brach zusammen.

Und sie erzählte ihrem Sohn vom beschwerlichen Aufstieg, den der Vater von Timau aus zur Front am Plöckenpass nehmen hatte müssen. Durch tiefen Schnee im Winter, unerbittlich. Dort oben war er dann gefallen. Nein, gefallen war er nicht. Johann Maierhofer, ihr Freund, des Sohnes Vater, war den Heldentod gestorben. Die Italiener hatten ihn in einen gemeinen Hinterhalt gelockt und kaltblütig ermordet. Er war immer schon zu gut gewesen, klagte sie, auch in den Stunden seines Todes. Sogar mit dem Feind geplaudert habe er noch, über die Fronten hinweg. „Dein Vater“, jetzt hatte sich die Mutter plötzlich gefasst und sprach deutlich und klar, mit energischem Nachdruck in der Stimme, ohne Weinen und Schluchzen, „er war ein guter Mensch. Das musst du wissen, Bub. Ein ganz, ganz guter Mensch!“ Der kleine Maierhofer fixierte sie mit großen Augen.

„Und noch etwas musst du wissen: Die Italiener sind Schweine, besonders dieser Verbrecher mit Namen Francesco, der Mörder deines Vaters!“

Die Augenlider des kleinen Maierhofer zuckten ob der Schärfe der Stimme seiner Mutter. Ihre Worte brannten sich ins Gehirn des Knaben, unauslöschlich wie eine Sicherungskopie: „Francesco, der Mörder deines Vaters!“

Triest, 18. September 2019. Diese Frage nach dem Vater beschäftigte nicht nur den zehnjährigen Knaben intensiv, sie wurde auch für meine Nachforschungen zum Knackpunkt. Dass Maierhofer seine Freundin nicht geheiratet hatte, weil ihm der Tod dazwischengekommen war, wusste ich. Daraus ergab sich natürlich, dass der gemeinsame Sohn den Namen der Mutter – Klobas – tragen sollte. In dem jahrhundertalten Grenzgebiet des Kanaltals mischten sich deutsche, slowenische und später, nach dem „Grande Guerra“, italienische Einflüsse bunt durch wie der Belag einer guten Pizza quattro stagioni. Es war also nicht ungewöhnlich, dass der Vater einen deutschen, die ledige Mutter einen slowenischen Nachnamen trug.

Folglich durchforstete ich die Archive nach einem Johann Klobas – damals war es nicht ungewöhnlich, den Sohn auf den Vornamen des Vaters zu taufen, schon gar wenn dieser gefallen war, sozusagen zum Gedenken. Im Pfarramt von Pontebba entdeckte ich einen ersten Hinweis auf einen Knaben dieses Namens. Spuren hinterlassen hatte er auch im Archiv der örtlichen Grundschule. Doch danach – Fehlanzeige! In den Listen Gefallener des Zweiten Weltkriegs – nichts. In Aufzeichnungen über heimgekehrte Kriegsgefangene – ebenfalls nichts. Und nichts zu finden auch in alten Einwohnerverzeichnissen, Telefonbüchern, ja nicht einmal in den Todesanzeigen der Tageszeitungen der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Als wäre Johann Klobas ein Phantom. Konnte ein Mensch so verschwinden? Völlig ausradiert in der Verschriftlichung unserer modernen Welt, in der Papier kein Luxusgut mehr war, sondern billige Handelsware? Ich staunte ... staunte und war nahe dran, meine Nachforschungen aufzugeben. Keinen Erfolg mehr erwartend, saß ich lustlos in einem verstaubten Archiv in Triest und tippte Johann Maierhofer in die Tasten der Suchmaschine durch die

mittlerweile digitalisierten Akten. Das ging inzwischen vollkommen automatisch, so oft hatte ich den Namen bereits eingegeben. Ich saß also vor dem Bildschirm und erwartete dieselben Ergebnisse wie immer. Und wirklich, beim Überfliegen der ausgeworfenen und mir längst bekannten Datensätze entdeckte ich zuerst nichts Neues.

Doch halt! Was war das? In den eng geschriebenen Zeilen am Bildschirm stand klar und deutlich zu lesen: Johann Maierhofer, * 20.1.1917. Ich stutzte. Wieso 1917? Maierhofer war doch 1897 geboren. Außerdem nicht am 20. Jänner, sondern drei Tage später. Ein Fehler im Akt? Wenn ja, wieso?

In der Minute fühlte ich mich ein wenig wie Johann Joachim Winckelmann, jener Archäologe mit engem – und sehr tragischem – Bezug zur Hauptstadt von Friaul-Julisch Venetien. Auch er ein Suchender, bis er gefunden hatte, was das Wesen antiker klassischer Kunst ausmachte. Die Entdeckung, dass ideale Schönheit bereits – und ausschließlich – in der Kunst der alten Griechen zu finden sei, dürfte ja nicht überfallsartig über ihn gekommen sein, sondern Ergebnis ausführlicher Beschäftigung mit dem Wesen griechischer Plastiken gewesen sein. Denn es verhält

sich so: Nur wenn man tief in eine Sache eintaucht, erschließt sich dem Forschenden der innere Zusammenhang. Gelegentlich mag sich der Eindruck einer spontanen Erkenntnis ergeben, doch der ist falsch. Spontane Eingebungen kann es nur geben, wenn man derart intensiv in den Gegenstand seiner Überlegungen eingedrungen ist, dass es quasi von selbst in einem weiterforscht und -denkt, auch wenn man scheinbar in seinen Forschungen pausiert. Freilich legen höchstens Augen und Ohren diese Pause ein, der vom Objekt der Forschungsbegierde durchdrungene Geist kennt keine Unterbrechungen mehr und arbeitet unermüdlich an der Lösung des Problems, auch wenn der bewusste Teil des Menschen das gar nicht bemerkt. Wenn dann der Geist die Lösung gefunden hat, entsteht deshalb gelegentlich der Eindruck eines spontanen Einfalls. Doch ich versteige mich in Gedanken, die an dieser Stelle nichts verloren haben ...

Der genannte Winckelmann dürfte wohl so ein Geist gewesen sein. Und obwohl er unser Kunstverständnis der Antike geprägt hat wie kein Zweiter, hatte ich in Triest, der Stadt, die so untrennbar schicksalhaft mit ihm verbunden war, manches Mal den Eindruck, man

schäme sich seiner. Das stimmte so natürlich nicht, man schämte sich höchstens seines grausamen Endes, das er ausgerechnet in Triest gefunden hatte. Eine derart blutverschmierte Geschichte, die es im Folgenden kurz angerissen zu werden wert ist, passte wohl nicht zur kunstsinnigen Grundstimmung, die in Triest herrschte und die Antikes wie das gut erhaltene römische Theater genauso bieten konnte wie weiträumige k. u. k. Viertel mit den üblichen klassizistischen Häuserfassaden oder stimmige Literatencafés, durch die in wohlformulierten Worten manifest gewordener Geist kroch wie vor dem Rauchverbot der Tabaknebel. Nein, der Mord an Winckelmann ereignete sich zwar in Triest, passte aber nicht zur Anmutung dieser Stadt. Haha, höre ich den Aufschrei, in welches Gefüge welcher Stadt passt denn, bitte schön, ein Mord? – London zum Beispiel, London schreit nach einem Mord. Oder, um nicht so weit abzuschweifen, die innerste Innenstadt von Grado, das mittelalterliche Castrum mit seinen engen Gässchen und winzigen Plätzen, ein Gewirr, in dem man sich nach mehrmaligem Durchschreiten genauso schlecht auskennt wie bei der ersten Erkundung und nur durch Zufall auf Anhieb die Stelle wiederfindet, die

man nochmals besuchen wollte. Ja, da drinnen in dieser Enge kann man sich einen Mord gut vorstellen, dass er perfekt dort hineinpasst, möchte ich jetzt aus Respekt dezidiert nicht sagen ...

Trotzdem war es Triest, wo Johann Joachim Winckelmann ermordet wurde. Er befand sich auf der Rückreise von Deutschland – der Heimaturlaub war nicht ganz nach Plan verlaufen, Winckelmann erkrankte und war schlechten Gemüts, und der Gelehrte trat vorzeitig die Heimfahrt an. In Wien folgte dann eine letzte Sternstunde: Kaiserin Maria Theresia empfing Winckelmann und überreichte ihm einige Goldmünzen in Anerkennung seiner Verdienste um die Archäologie. Von Wien reiste der Geehrte weiter nach Triest, wo er sich unter falschem Namen in der Locanda Grande einmietete – heute das nobelste Hotel an der Piazza dell'Unità d'Italia. Was dann geschah, mag den Akten zufolge geklärt sein, Rätsel gibt es dennoch auf.

Der Begründer der klassischen Archäologie, mit dem Segen des Vatikans „Herr“ über Roms Altertümer, also eine honorige Persönlichkeit ersten Ranges, treibt sich in Triest einige Tage lang mit einem Koch herum. Eines Morgens stürzt der Koch in Winckelmans

Zimmer, legt ihm eine Schlinge um den Hals, zieht zu und versucht ihn zu erdrosseln. Winckelmann wehrt sich. Er ist kräftiger, als sein schmaler Körperbau und seine vergeistigte Schwärmerei für die Antike vermuten lassen. Also wirft der Häscher den Strick von sich, greift sich ein Messer und sticht auf sein Opfer ein. Immer noch wehrt sich Winckelmann, er greift in die scharfe Klinge, Blut spritzt aus den verwundeten Händen, er kann aber nicht verhindern, durchstochen zu werden. Mehrere Treffer landet der Mörder, Winckelmann sinkt schwerstverletzt zu Boden, der Täter stürmt mit den erbeuteten Goldmünzen aus dem Zimmer der Locanda Grande.

Offiziell war die Sache schnell geklärt. Der Täter wurde noch am selben Tag geschnappt, des Raubmordes – Winckelmann erlag am Nachmittag seinen Verletzungen, der Mörder hatte die Goldmünzen bei sich – überführt und zum Tod verurteilt.

Offene Fragen gibt es wie gesagt bis heute zuhauf: Warum ließ sich ausgerechnet einer wie Winckelmann, dem das Ideal der Schönheit, das er in griechischen Statuen perfekt verwirklicht sah, so wichtig war, mit einem angeblich unansehnlichen Knilch ein, den er eben erst kennengelernt hatte? Gut, Winckelmann war

schwul, aber konnten erotische Anwandlungen wirklich sein gesamtes kunstvoll aufgebautes ästhetisches Gedankengebäude im privaten Bereich derart zum Einstürzen bringen? Wieso checkte Winckelmann unter falschem Namen ein? Um unerkannt sein Liebesabenteuer zu bestehen? Und wieso hatte der Mörder, so es ihm nur um die Münzen ging, Winckelmann nicht gleich bei erster sich bietender Gelegenheit aus dem Weg geräumt, sondern stattdessen zugewartet? Fragen über Fragen, die bald dazu führten, die Gerüchteküche einzuheizen. Was darin alles hochkochte, bot Substanz für gleich mehrere Verschwörungstheorien. Deren kühnste reichte bis Rom hinunter. Hochrangigen Klerikern im Vatikan sei Winckelmanns Position als Hüter des antiken Erbes der „ewigen Stadt“ zu weit gegangen – ein schwuler Deutscher an dieser Stelle sei ihnen allzu unpassend erschienen, sodass sie den Mann ermorden ließen. Man wird heute nicht mehr feststellen können, was nackte Tatsache und was gute Erfindung ist ... Ähnlich erging es mir bei meinen Nachforschungen. Wieso hieß jemand, der Klobas heißen sollte, Maierhofer? Ich war drauf und dran, alles hinzuschmeißen. Das Leben hielt letztlich auch ohne

Klärung der Frage, was ein Klobas, der anscheinend Maierhofer hieß, getan hatte, genug Abwechslung bereit. Und Archivschnüfflerei, ich erwähnte es schon, bereitete mir ohnehin keine große Freude. Allerdings bin ich auch einer, der nicht lockerlässt. Ich hätte jetzt aus dem Archiv in Triest hinausgehen können, aber, das wusste ich genau, spätestens am nächsten Morgen würde ich mich wieder hineinsetzen, um weiter an der Lösung der Frage zu tüfteln. Nur hätte es mich eine durchwachte Nacht gekostet und jede Menge Ärger über mich selbst, weil ich vorschnell aufgegeben hatte. Also blieb ich sitzen und dachte nach. Wieso stand in diesem Datensatz: „Johann Maierhofer, * 20.1.1917“? Es gab nur zwei Möglichkeiten: Erstens, der den Eintrag verfassende Beamte hatte sich geirrt. Ginge es nur um die Jahreszahl – 1917 statt 1897 – wäre das möglich. Es stimmte aber auch der Tag nicht: 20. statt 23. Natürlich könnte auch dieser Fehler leicht passieren; aber zwei Fehler unmittelbar hintereinander in einem Eintrag? Unwahrscheinlich, höchst unwahrscheinlich. Natürlich könnte, zweitens, der Eintrag stimmen. Dann wäre mit dem am 20. Jänner 1917 geborenen Johann

Maierhofer der Sohn des am 23. Jänner 1897 geborenen Johann Maierhofer gemeint. Wieso aber hieß der verdammt noch mal nicht nach seiner Mutter, also Johann Klobas? Die Eltern waren ja nicht verheiratet!

Ich stand auf und ging in die winzige Cafeteria im Foyer des Archivs. Während ich auf den köstlichen Kaffee vor mir starrte, kam mir die Erleuchtung. „Hausbrandt“ stand auf die Tasse geschrieben, „Hausbrandt“ las man auch auf den Metall Dosen, die den Rohstoff enthielten. Doch Hausbrandt war, wie ich wusste, gar nicht mehr Hausbrandt. Die Marke existierte zwar, doch die dahinter stehende Firma war längst verkauft worden. Namen, so überfiel es mich in dieser Sekunde, Namen waren austauschbar: Hausbrandt war im Jahr 1988 an einen anderen Kaffeeröster – Zanetti – verkauft worden und hieß trotzdem noch Hausbrandt. Warum sollte Umgekehrtes nicht auch möglich sein? Ich stürzte den restlichen Espresso in einem Zug hinunter – ich weiß, eine Todsünde, italienischen Espresso muss man Tropfen für Tropfen genießen, man verzeihe mir – und eilte zurück an meinen Arbeitsplatz im Archiv. Schnell scrollte ich durch die

nach wie vor aufgerufenen Datensätze und da fand ich, was ich suchte: Johann Maierhofer, * 20.1.1917, eigentlich Klobas. Dem angeschlossenen Link folgend fand ich rasch die Erklärung für die ungewöhnliche Geschichte: Johann Klobas hatte sich im Erwachsenenalter umtaufen lassen und den Nachnamen seines Vaters angenommen. Warum das so war und dass er es letztlich tat, um der eindringlichen Mahnung seiner Mutter, „Francesco, der Mörder deines Vaters!“, zu gehorchen, sollte ich in den folgenden Tagen herausfinden, unter anderem in der Biblioteca Guarneriana in San Daniele. Dort stieß ich auf den entscheidenden Hinweis zur Andrea Doria. Aber der Durchbruch erfolgte hier in Triest! Es wurde ein ausgedehnter Abend, beginnend mit einer deftigen Jause im Buffet da Pepi in der Via della Cassa di Risparmio, der ein ausgedehnter Zug durch die Lokale von Triest folgte. Den Abschluss machte ich in einer düsteren Kaschemme gegenüber den Ausgrabungen des Teatro Romano – Winckelmann zu Ehren!

Pontebba, vor dem und im Ersten Weltkrieg. Die gesamte Geschichte, die ich im Folgenden herausfand,

gestaltete sich so: Johann Maierhofer wurde am 23. Jänner 1897 in Pontebba geboren. Und er hieß wirklich so, richtig „deutsch“. Zur Zeit seiner Geburt verlief die Grenze zwischen Österreich und Italien nämlich genau durch die heute ein wenig trist wirkende Ansiedlung im Kanaltal. Der Bergbach, der mitten durch den Ort stürzt, bildete die Grenze. Aufmerksame Besucher finden an der Brücke nach wie vor die Meilensteine vor, die die alte Grenze markierten. „Kronland Kärnten“ ist auf der Seite in den Stein gemeißelt, auf der der junge Johann als Bürger Österreich-Ungarns seine kurze Jugendzeit verbrachte. „Kronland Venedig“ liest man auf der anderen Seite des Bachs.

Das Kanaltal war immer schon ein Sprachen- und Völkergemisch, natürlich sprach man auch Deutsch in Pontebba, vor allem links des Grenzbachs im alten Österreich. Pontafel lautete damals der Name des geteilten Dorfs auf österreichischer Seite.

Man verstand sich gut. Zeitgenössische Zeitungsartikel empfahlen den Umgang der (italienischen) Pontebbaner mit den (österreichischen) Pontaflern sogar als Vorbild für andere Regionen, in denen das nachbarschaftliche Zusammenleben unterschiedlicher

Nationen im Vielvölkerstaat der k. u. k. Monarchie nicht so gut funktionierte.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als Österreich infolge seiner Niederlage in etwa auf die heutige Größe eingedampft wurde, wanderte die Grenze zwischen den beiden Ländern weiter nach Osten. Pontafel wurde Teil Pontebbas. Wenn Pontebba heutzutage typisch italienisch anmutet, dann liegt das an der in der Folge einsetzenden Italianisierung, mit der vor allem die Faschisten versuchten, die im Ersten Weltkrieg dazugewonnenen Gebiete sprachlich und kulturell auf Italienisch zu trimmen. Als Maierhofer geboren wurde, schaute das noch anders aus: 1897 stellten die Deutschsprachigen im Kanaltal die absolute Mehrheit an der Bevölkerung, auch der Anteil der Menschen slowenischer Zunge lag deutlich über dem der Italienisch Sprechenden.

Die Maßnahmen für die Assimilierung waren unterschiedlicher Natur und reichten von der Ansiedlungen „echter“ Italiener aus dem Süden bis zur später folgenden sogenannten Option. Grundlage dafür war ein Abkommen, das die beiden Faschistenführer, Benito Mussolini in Italien und Adolf Hitler im Deutschen Reich, zu dem ab 1938

bekanntlich auch Österreich gehörte, geschlossen hatten: Deutschsprachige Kanaltaler konnten ins Deutsche Reich auswandern – der Großteil übersiedelte nach Kärnten; wer sich hingegen dafür entschied, in seiner angestammten Heimat zu bleiben, musste seine deutsche Identität verleugnen und sprachlich-kulturell zum „Italiener“ mutieren. Davon war im Jahr 1897 freilich noch keine Rede. Johann Maierhofer wuchs wie die Nachbarskinder auf: Er besuchte die Grundschule und half während der Sommerferien fleißig am elterlichen Hof mit, eigentlich mehr eine kleine Keusche, die ein karges Überleben gerade ermöglichte. Sein älterer Bruder war als Erbe auserkoren, den Hof zu übernehmen – für Johann bedeutete das eine ungewisse Zukunft, und er trug sich mit dem Gedanken, in die Welt hinauszuziehen, um irgendwo sein Glück zu versuchen, vor allem aber um den tristen Lebensumständen daheim zu entkommen. Früher oder später hätte es ohnehin geheißen: Ein Esser zu viel ...

Als am 28. Juni 1914 der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau in Sarajevo ermordet wurden, stimmte der damals 17-jährige Johann Maierhofer rasch in den Chor der Mehrheit ein, die

„Serbien muss sterbien“ schrie, ohne eigentlich zu wissen, was sie damit forderte. Soll man ihm das zum Vorwurf machen? Hatte er den weltgeschichtlichen Überblick? Nein, er hatte keine Ahnung, was er da schrie, aber instinktiv spürte er wohl, dass eine Zeitenwende bevorstünde. Der arme junge Mann dachte dabei freilich eher an die große Freiheit, an ein zumindest bescheidenes Auskommen für sich und seine imaginierte Familie, die er dann ernähren würde müssen. Vielleicht träumte er auch davon, mit Geld in sein Heimatdorf zurückzukehren. Diese Hoffnungen änderten sich nur wenig, als Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärte und im darauffolgenden martialischen Wirrwarr des großen Kriegs die jungen Männer sukzessive zu den Waffen gerufen wurden. Als Zweitgeborener hatte er gar keine Chance, der Mobilmachung zu entgehen, aber, ehrlich gesagt, er wollte das auch nicht. Denn er träumte immer weiter, auch noch als er unter Waffen stand. Zum imaginierten Wohlstand gesellten sich Ruhm und Ehre, die zu erringen der Jugendliche fest überzeugt war. Hätte man ihm etwas anderes prophezeit, er hätte lauthals gelacht und die Bedenken weggewischt wie

die Brotkrümel vom spärlich gedeckten Tisch zu Hause am elterlichen Hof.

Mit Millionen junger Männer träumte Maierhofer von einer glücklichen Zukunft, während sich ab 1914 das Rad der Realität mit immer rasenderer Geschwindigkeit abwärts zu drehen begann, dem Schlund des totalen Untergangs entgegen, der alle Kultur der Menschheit binnen weniger Jahre verschlingen sollte.

Wer hätte es für möglich gehalten, dass ein Traum des gerade einmal 20-jährigen Johann Maierhofer doch noch Wirklichkeit wurde, wenngleich – grausame Ironie eines grausamen Schicksals – der arme Mann nichts mehr von der Erfüllung seines Herzenswunsches erfahren durfte. Nahezu zeitgleich raffte ihn der Tod an der Front oben am Passo di Monte Croce Carnico hinweg, als zuhause im beschaulichen Pontafel ein Kindlein geboren wurde – mitten in die Not des Ersten Weltkriegs hinein, die im hart umkämpften Grenzgebiet Norditaliens vielleicht noch um eine Spur spürbarer war als im Rest des Reichs.

Es war Maierhofers Sohn, eine Folge des letzten Fronturlaubs und wohl nicht ganz geplant, um es in der technokratischen Sprache auszudrücken, die im

Krieg so gerne bemüht wurde. Der Vater wie gesagt hatte keine Möglichkeit mehr, sich zu freuen, weil er Opfer eines hinterhältigen Anschlags geworden war. Die unglückliche Mutter zuhause hätte sich wohl nur eins gewünscht: Ihren Freund, den Johann, den sie schon seit Längerem ins Herz geschlossen hatte, in die Arme zu nehmen, ihm das Kind zu zeigen, das Kind von ihnen beiden, und ihn nie mehr fortgehen zu lassen. Tag um Tag wartete sie auf ihn, sehnte sich danach, dass er zur verwitterten Holztür der Bauernkeusche hereinkommen würde, manchmal so sehr, dass sie ihn wirklich durch die Tür schreiten zu sehen vermeinte. Doch wie eine Luftblase zerplatzte jedes Mal die Illusion. Wenigstens einen Brief, eine Antwort auf ihr Schreiben, in dem sie ihm in holprigen Worten von der Geburt seines, ihres Sohns erzählt hatte, erwartete sie. Doch jeden Tag, an dem die Post keinen Brief enthielt, sank ihre Stimmung, bis sie schließlich gar nicht mehr auf die Post wartete und in eine traurige Apathie versank ... Gut so, könnte man nachträglich sagen, denn so waren es ihre Verwandten, die die kurze und nüchterne Meldung vom Tode Maierhofers an der Front entgegennehmen mussten. Die junge Mutter hätte wohl der Schlag

getroffen, wenngleich sie im Innersten ihres Herzens Ähnliches schon befürchtet hatte. Nur herauslassen wollte sie die schlimme Befürchtung nicht bis zu dem Tag, an dem man ihr die Botschaft überbrachte. Es blieb nur tiefste Verzweiflung übrig, als man ihr die Schreckensnachricht möglichst schonend beizubringen versuchte.

Maierhofer selbst sollte zu Lebzeiten, vor seinem Tod an der Front, leider nie erfahren, dass einer seiner Herzenswünsche – der nach einer Familie – in Erfüllung gegangen war. Ohne ihn und zu spät. Für den Buben schien das Schicksal auf die Reset-Taste zu drücken. Nicht was sein Äußeres betraf, da glich er mehr dem Großvater. Sonst aber hätte man ihn für eine unfreiwillige Kopie seines Vaters Johann Maierhofer halten können: Geboren in Pontafel im vorletzten Jahr des Großen Kriegs. Dann als Staatsbürger Italiens herangewachsen, wobei sich die Unterschiede zwischen dem neuen Heimatland und dem alten, der k. u. k. Monarchie, anfangs vor allem darin äußerten, dass Pontafel auf einmal Pontebba hieß und aus den zwei benachbarten Gemeinden eine geworden war. Der ehemalige Grenzbach schoss bei Hochwasser nach wie vor wild durch die Mitte des Orts

und ließ die besorgten Bewohner links und rechts des reißenden Wassers keinen Schlaf finden. Allmählich begannen die Unterschiede allerdings tiefgreifender zu werden. Die muttersprachlichen Italiener genossen mehr Achtung als die Bewohner mit deutscher Muttersprache. Auch fiel auf, dass immer öfter „richtige“ Italiener mit eindeutig dunklerem Gesicht auf den Straßen Pontebbas verkehrten. Mit denen konnte man sich nicht mehr auf Deutsch unterhalten, die verstanden einen nicht.

Johann Maierhofers Sohn, nennen wir ihn den jungen Maierhofer, hatte im Prinzip nichts gegen die Fremden, wie man sie bezeichnete. Er begann aber eines Nachts damit, die Tür zu versperren. Früher hatte man das nicht getan, da gab es gar keinen Riegel. Und er begann Widerwillen gegen die Neuen im Dorf zu verspüren. Er mochte nicht mit ihnen auf Italienisch reden, weil er aber auch nicht verstummen wollte, sprach er fast immer nur mit seinesgleichen, also mit den Deutschsprachigen im Dorf. Und so war zwar Pontebba mit Pontafel zusammengewachsen und zu einer Gemeinde Italiens geworden. Die Bewohner freilich entfremdeten sich immer mehr und lebten letztlich in ihrem neuen – gemeinsamen – Heimatland

voneinander getrennter als früher, wo sie in zwei unterschiedlichen Ländern gewohnt hatten. Die Absonderung führte nicht nur dazu, dass Maierhofers Sohn immer stolzer und stolzer auf seine deutsche Abstammung wurde. Sie führte auch dazu, dass er ein Gefühl entwickelte, wonach sein Deutschtum mehr wert sei als das Italienischtum der anderen. Als man ihm unter Mussolini und Hitler die Möglichkeit eröffnete, ins Deutsche Reich auszuwandern, zögerte er nicht lange und zog die Option. Dass sich seine anfängliche Bewunderung für Hitler – der drahtige Mann mit dem Schäferhund schien ihm deutlich mannhafter zu sein als sein italienischer Verbündeter Mussolini, der trotz martialischer Uniform immer irgendwie schwammig und weichlich auf ihn wirkte – schlagartig änderte, als er im Zweiten Weltkrieg zur Wehrmacht eingezogen wurde, mag als zu späte Einsicht gewertet werden.

IV. Frische Fährten

Tarvisio, 8. Jänner 2020. Was für ein Wetterglück, frohlockte ich und freute mich über die Schneeflocken, die vom Himmel tanzten. Falsch, sie tanzten nicht, sondern sie stürzten sich in einer Todesverachtung von oben herab, dass man glauben mochte, ganz Tarvisio sollte unter einer Schneedecke begraben werden, die kein Erwachen aus der weißen Nacht mehr zulassen wollte. Das Licht war noch diffus, der frühen Morgenstunde entsprechend. Aber ich war kein Sonnenskifahrer, ich sehnte mich nicht nach lauen Temperaturen auf der Piste. Im Gegenteil, wenn's schneite, dann war ich in meinem Element. Deshalb war ich auch schon früh aus den Federn gestiegen und zu den Liften gegangen, obwohl ich in dem norditalienischen Skiort unmittelbar an der Grenze zu Österreich ganz etwas anderes zu tun gedachte. Doch Ski fahren bei Schneefall, gleich nachdem die ersten Lifte ihren Betrieb aufgenommen hatten, das war das Höchste der Gefühle, mit einer Mission ausgestattet oder nicht.

Und wirklich, das frühe Aufstehen zahlte sich aus. Die Pisten, obwohl gestern spät abends noch präpariert,

zeigten eine Neuschneeaufgabe von gut vierzig Zentimetern, die sich über Nacht angesammelt hatte. Fast wie Tiefschneefahren. Weil es nach wie vor stark schneite, war ich als Einziger mit dem Sessellift auf den Monte Florianca hinaufgefahren und von dort hinüber zum Monte Lussari mit dem berühmten Marienheiligtum skigeschaukelt, wo ich jetzt Pistenspaß allererster Güte genoss. Wie das bei jedem Schwung staubte, einfach herrlich ...

Tarvisio, auf Deutsch, aber auch in der alten Sprache des Friaul, Furlan, Tarvis genannt, war früher einmal eine angesehene Bergbaustadt. Im Zuge des Strukturwandels, der den Bergbau aus vielen Regionen Europas verdrängte, musste sich das Städtchen umorientieren und hat sich längst als Tourismusort etabliert. Zwar zeugen vor allem in Untertarvis viele leer stehende, halbverfallene Gebäude davon, dass der Ort einst größer und angesehener war und das goldene Zeitalter bereits hinter sich haben mag, doch über weite Strecken scheint der Sprung in die Gold- und Edelsteinminen der Gegenwart, den Tourismus, gelungen. Etliche Hotels warten auf Gäste, und von der Pizzeria über das Fischlokal, das keinen Vergleich mit den vielgepriesenen Tavernen an der Adria

scheuen muss, bis hin zum typisch italienischen Kaffeehaus bleiben keine kulinarischen Wünsche unerfüllt.

Die Lage direkt an der Grenze zu Österreich hat in Zeiten vor der Europäischen Union vor allem den Mercato – Markt – im unteren Ortsteil von Tarvis zu einem Fixpunkt jedes Italienreisenden aus dem Norden werden lassen. Heute ist die wüste Zeltstadt des Tarviser Markts, auf dem wild wie im Orient gefeilscht wurde, längst einer eleganten Holzhalle gewichen. Das Feilschen aber ist geblieben. Und man wundert sich jedes Mal, wie derart viele Händler von mehr oder weniger gleichen Lederjacken, Taschen und Schuhen auf so engem Raum überleben können. Wem das Gefeilsche am beziehungsweise im Mercato zu viel wird, der kann sich – vor allem im oberen Teil des Ortes entlang der Via Roma – über eine überschaubare, aber gut sortierte Auswahl an Boutiquen und Bekleidungsgeschäften freuen und seinen Shoppinggelüsten dort nachkommen. Ein wenig über den Preis verhandelt werden darf freilich auch in Obertarvis ...

Die Julischen Alpen locken zu allen Jahreszeiten Gäste nach Tarvis. Besonders gerne kommen sie im Frühling

und im Herbst, um zu wandern. Und dann entfaltet Tarvis natürlich im Winter seine touristischen Reize. Das Skigebiet beginnt mitten im Ort. Bereits der erste Lift beim Einstieg ins weiße Vergnügen beweist die lange Tradition des Skifahrens in Tarvisio. Der alte Sessellift „Duca d’Aosta“ wurde nach einem in Italien populären Namensgeber benannt, nämlich nach dem Herzog von Aosta. Ein Spross des Hauses, Amadeo, war General und Gouverneur von Italienisch-Ostafrika gewesen, wo er im Zweiten Weltkrieg gegen die Briten kämpfte. Dieser unscheinbare Lift transportiert Skifahrer seit Jahrzehnten über den flachen Anstieg des gleichnamigen Feldes – die Campi Duca d’Aosta, auf denen bereits lange vor dem Liftbau skigelaufen wurde, wie alte Aufnahmen beweisen. Mit mehreren kleineren Liften und flachen Abfahrten eignet sich dieser Teil des Skigebiets mitten im Ort ideal für Einsteiger in den Sport, stellt aber auch die Basis dar, um von hier aus auf den Monte Priesnig, den Monte Florianca oder mittels Skischaukel auf den Monte Lussari zu fahren. Letzteren, übrigens auch ein weltberühmter Wallfahrtsort, erreicht man zusätzlich vom Nachbarort Camporosso aus, und zwar bequem per Gondelbahn. Rund 30 Kilometer Abfahrt stehen

insgesamt zur Verfügung, in allen Schwierigkeitsgraden, unter denen auch schwarze Pistenkilometer in erstaunlich hohem Ausmaß vertreten sind, und machen Tarvisio zum größten Skigebiet Friauls, das darüber hinaus mit vielen Langlaufloipenkilometern und sogar mit einer Skisprungschanze aufwarten kann. Verbunden mit den unzähligen Einkaufs- und Einkehrmöglichkeiten ergibt sich eine bunte Vielfalt, die Tarvisio zu einem beliebten Wintersportort werden lassen, der aber ein paar Kilometer weiter nördlich in Österreich als solcher kaum wahrgenommen wird. Mitschuld daran hat sicherlich die Autobahn, die an Tarvisio vorbeiführt, allerdings hauptsächlich in Tunnels, die den Vorbeibrausenden die Sicht auf die Skipisten verstellen.

Herrlich, wie der Schnee bei jedem Schwung staubte. Konzentriert ging ich ans Werk und setzte jeden Schwung mit der richtigen Mischung aus Aggressivität und Kontrolle in den Pulverschnee. Die Di-Prampero-Piste, so heißt die Abfahrt vom Monte Lussari, die auch schon Schauplatz von Damen-Weltcuprennen gewesen war, bot auf knapp vier Kilometern die ideale Abwechslung aus steilen Passagen und flachen

Stücken, auf denen man sich ein wenig erholen und wieder Kraft für die folgenden Steilstücke tanken konnte. Dass die Abfahrt ihren Ausgangspunkt direkt gegenüber der berühmten Wallfahrtskirche des Monte Lussari nahm, brachte neben dem sportlichen auch einen sehr malerischen landschaftlichen Reiz ins Skivergnügen. Wie ein Märchendorf thronten die Kirche und die Handvoll Pilgerherbergen rundherum am Gipfel, allesamt mit gewaltigen weißen Schneehauben versehen ... An schönen Tagen, wenn die Sonne vom Himmel auf die weiße Pracht strahlte, musste man sich auf den Bretteln die ersten Meter oft durch Wallfahrerscharen schlängeln, die mit derselben Gondelbahn herauffuhren wie die Skifahrer. Heute hingegen herrschte diesbezüglich Ruhe, keine Wallfahrer, nur Schnee, Schnee, Schnee.

Der Schnee, der in diesem Teil Italiens viel, gerne und häufig fällt, bedeckte die Berglandschaft der Julischen Alpen. Nachdem es die Nacht durchgeschneit hatte und der Schneefall nach wie vor anhielt, glich die Gegend einem hingeworfenen weißen Kleid, unter dem die einzelnen Körperpartien nur mehr schemenhaft zu erkennen waren. Baumstümpfe und Felsbrocken abseits der Piste waren längst von der weißen Hülle

bedeckt, doch als erfahrener Skiläufer wusste ich von den versteckten Gefahren abseits der markierten Routen und hielt mich deshalb innerhalb der Begrenzungspflöcke auf. Angesichts der enormen Neuschneeaufgabe auf der einstmals perfekt präparierten Abfahrt hätte eine Variantenfahrt ohnehin kaum mehr Spaß bereiten können ...

Ich bog gerade von dem langen Flachstück, das auf die erste steile Passage unterhalb der Bergstation folgte, in das nächste größere Gefälle der Di Prampero ein und freute mich, im Flachen nicht völlig zum Stillstand gekommen zu sein, so sehr hatte der Neuschnee meinen Schwung gebremst. Langsam gewann ich aufgrund der Geländeneigung wieder an Tempo, als plötzlich eine Skifahrerin an mir vorbeizischte, dass man glauben hätte können, es finde wieder eine Weltcupabfahrt statt und sie sei Teilnehmerin daran. Weißer Blitz, dachte ich schmunzelnd in Anbetracht der Farbe des Skianzugs der Frau, die bereits mit einer gewaltigen Schneefontäne hinter der nächsten Geländekante verschwunden war.

Ich setzte meine Abfahrt fort. Es war wirklich herrlich, so durch den Schnee zu pflügen. Keine Sekunde

dachte ich an den eigentlichen Grund meines Aufenthalts in Tarvisio, sondern genoss einfach die traumhaften Bedingungen. Unten, nach dem Abschwingen, sah ich die flotte Skiläuferin von vorhin wieder. Sie war gerade an der Talstation durch das Drehkreuz der Bergbahn geschritten und im Begriff, in eine der einschwebenden Gondeln zu steigen. Sie steckte die Skier in die außen angebrachte Halterung und richtete in dem Moment, als sie in die Kabine kletterte, den Blick in meine Richtung. Ob wissentlich oder nicht, war nicht zu sagen – doch mir stockte der Atem. Das war, sie hatte die Skibrille inzwischen über den Helm hinaufgeschoben, die Frau, die ich im September in Barbana getroffen hatte. Exakt die Frau, die ein paar Tage später ohne Gruß spurlos aus dem Hotel Roma in Cividale verschwunden war – und damit für immer aus meinem Leben, wie ich bis zu dem Moment geglaubt hatte.

Die Kabinentür schloss sich hinter ihr, die Gondel schwebte aus der Talstation hinaus, hinauf auf den Monte Lussari. So schnell würde ich sie nicht noch einmal ziehen lassen, beschloss ich und hechtete in die nächste Kabine ...

Udine, 11. Jänner 2020. Ich hatte sie oben unmittelbar nach dem Aussteigen erwischt, und so saßen wir ein paar Tage später im Teatro Nuovo Giovanni da Udine in der gleichnamigen (ehemaligen) Provinzhauptstadt, neben Triest, Pordenone und Gorizia eins von vier Verwaltungszentren Friaul-Julisch Venetiens. Das Theater, im Jahr 1997 offiziell eröffnet und ein wenig abseits der Innenstadt gelegen, vereinte auf gekonnte Weise althergebrachte Theatertechnik mit moderner Architektur und Ausstattung – ein Platz für große Spektakel. Genauso einem Spektakel wollten wir beiwohnen. Die renommierte italienische Rockband PFM hatte sich im Rahmen ihrer Tour „Canta De André“ angekündigt. Die dem Genre des Progressive Rock zugeordnete Gruppe hatte sich nach internationalen Erfolgen in den ausgehenden 1970er-Jahren wieder verstärkt dem heimischen Publikum zugewandt und ging 1978/79 mit dem bekannten Cantautore Fabrizio De André auf Tournee, ein längst legendärer Konzertmitschnitt auf Tonträger folgte der Zusammenarbeit. In regelmäßigen Abständen tourten PFM nach De Andrés Tod im Jahr 1999 durch die Lande, um dessen Lieder

neu arrangiert, quasi im typischen PFM-Stil, auf die Bühnen zu bringen und damit des verstorbenen Meistersingers zu gedenken – ein Gustostückerl sowohl für De-André-Freunde als auch für PFM-Fans und generell für alle, die zeitgenössische populäre italienische Musik abseits der Strand-und-Pizzeria-Gassenhauer schätzten.

Die mehr als 1200 Sitzplätze im Teatro Nuovo waren ausverkauft. In gediegenen roten Samtstühlen sitzend, erlebten wir begeistert ein Hitfeuerwerk, das die Musiker auf der Bühne abfeuerten: „Bocca di rosa“, „La Canzone di Marinella“, die gesamte mehr als 30 Minuten dauernde Rock-Oper „La Buona Novella“, um nur einige Beispiele zu nennen. Ein spätes Highlight des Konzerts war natürlich „Amico Fragile“ mit einem Gitarrensolo, das einem die Gänsehaut auf den Rücken zauberte. Franz Di Cioccio, Bandleader, Sänger, Schlagzeuger, Conférencier und Mastermind von PFM, raste wie ein Derwisch über die Bühne, als gäbe es kein Energielimit. Einmal sang er, einmal klemmte er sich hinters Schlagzeug und machte den eigentlichen Mann an der Batteria arbeitslos, einmal referierte er ausführlich über De André und seine Erlebnisse mit

ihm. Zum Abschluss, vielumjubelt und mit Standing Ovations bedacht, gab die Band als letzte Zugabe noch einen Song aus dem eigenen Repertoire zum Besten: „Celebration“ – das Theater tobte.

Nach dem Konzert gingen wir in Richtung Stadtzentrum und kehrten in einer Bar ein, um den Abend bei einem gemütlichen Bier ausklingen zu lassen: Moretti, die uns wohlbekannte italienische Biermarke aus Friaul, wurde ausgeschenkt.

„Einfach fantastisch“, schwärmte sie, meinte damit aber nicht das Bier, sondern das PFM-Konzert.

„Ja“, bestätigte ich, „der beste Sound, den ich live je erlebt habe.“

„Daran hatte sicherlich die tolle Akustik des Teatro Nuovo ihren Anteil.“

„Klar, so kriegt man das in einer Halle einfach nicht hin.“

„Gut, dass wir uns wiedergetroffen haben“, sagte sie nach einem tiefen Schluck aus dem Glas, „sonst wäre ich nicht zu dem Konzertgenuss gekommen.“

Es war meine Idee gewesen, das PFM-Konzert im nahen Udine zu besuchen.

„Ich finde auch gut, dass wir uns wiedergefunden haben“, antwortete ich, „es hat mich schwer getroffen, als du in Cividale plötzlich weg warst.“

„Vielleicht hätte ich nicht ganz so überstürzt aufbrechen sollen“, erklärte sie, „aber ich musste einfach nach Hause. Ein Notfall, wie ich dir schon gesagt habe.“

Etwas von einem schwer erkrankten nahen Verwandten hatte sie erzählt, allerdings eher vage, und ich hatte auch nicht nachgefragt. Ein Rest Rätsel blieb auf alle Fälle.

„Ja, verstehe ich“, sagte ich, „trotzdem hat es mich wirklich erschüttert.“

„Das tut mir leid“, meinte sie nachdenklich, „ich wollte das nicht.“

„Ist schon gut“, tröstete ich sie, „jetzt haben wir uns ja wieder.“

Dann ließen wir noch einmal die Vorführung Revue passieren und beschlossen, bei nächster sich bietender Gelegenheit ein weiteres PFM-Konzert zu besuchen. Wir plauderten über dieses und jenes, als hätten wir die letzten Monate gemeinsam verbracht. Trotzdem schien sich eine gewisse Oberflächlichkeit, eine Form

von Unverbindlichkeit, zwischen uns auszubreiten. Ich konnte es an nichts festmachen, spürte aber eine Art Entfremdung, was per se auch wieder Unsinn war, denn wir hatten uns im vergangenen September ja nur kurz kennengelernt und danach sofort wieder aus den Augen verloren. Entfremdet haben konnten wir uns also gar nicht, dafür fehlte der Zustand dauerhafter Nähe. Irgendwie stimmte mich all das ein wenig skeptisch, was unsere gemeinsame Zukunft betraf. Ich zweifelte auch, ob alles nur dem Zufall geschuldet war, wie sie mich glauben machte. Schon bei unserem ersten Treffen auf Barbana war ich mir nicht sicher, ob es wirklich zufällig passiert war. Ob sie nicht absichtlich den Kontakt zu mir hergestellt hatte, aus welchen Gründen auch immer. Nach ihrem abrupten Verschwinden aus dem Hotel in Cividale verwarf ich derartige Überlegungen wieder. Hätte sie mich wirklich mit Absicht kontaktiert, hätte sich irgendwann der Grund dafür eröffnen müssen. Aber da war nichts: Sie verschwand, wie sie in mein Leben getreten war. Dazwischen lagen ein paar wunderbare Tage, allesamt ohne einen tieferen dahintersteckenden

Sinn zu offenbaren. Ein etwas ausgedehnterer One-Night-Stand sozusagen.

Sah ich also bereits Gespenster? Steigerte ich mich in etwas hinein? Auf der anderen Seite: Konnte es so viele Zufälle geben? Dass sie nach monatelanger Abwesenheit plötzlich in derselben Minute auf derselben Skipiste wie ich zu Tal fuhr? Zweifel über Zweifel ...

Egal, ein tiefer Schluck Moretti, in Gedanken an das soeben erlebte PFM-Konzert versunken, die Gesellschaft einer tollen Frau genießend – was sollte ich mir da einen schweren Kopf über Absichten und Zufälligkeiten machen? Dafür, so war ich mir sicher, war morgen auch noch Zeit. Oder später.

Forni di Sopra, 15./16. Jänner 2020. Die Fahrt nach Forni di Sopra verlief ruhig. Im großen Kreisverkehr bei Tolmezzo fuhren wir rechts raus. Der legendäre Passo di Mauria an der Ländergrenze zum Veneto stand auf den Wegweisern bereits angeschrieben. Dort entspringt Friauls wichtigster Fluss, der Tagliamento. An seinem Ursprung, unmittelbar neben der Straße mit einer Tafel

gekennzeichnet, glaubt man kaum, dass sich aus dem winzigen, meist nicht einmal Wasser führenden Bachbettchen ein derart gewaltiger Strom wie der Tagliamento entwickeln kann, der als einer der letzten Wildflüsse Europas bei Hochwasser kilometerbreite Sand- und Schotterbetten füllen darf und seine enorme Kraft nicht mit dem Wegreißen zu nahe ans Ufer gebauter Straßen und Häuser vergeuden muss. Etwas mehr als 50 Kilometer wiesen die Tafeln im Kreisverkehr zu unserem Ziel aus. Anfangs führte die Reise durch belebte Ortschaften wie Villa Santina oder Ampezzo, bevor die Straße enger, serpentinenreicher und steiler wurde. Hinauf zur unscheinbaren, in dichtem Baumbewuchs waldeinsam gelegenen Sella di Cima Corso waren wir froh über den Schönwettertag. Denn bei Schneefall wären über den Sattel Schneeketten wohl oder übel notwendig geworden. So aber ging es durch tiefe Wälder auf trockener Fahrbahn flott dahin, bis der Nachbarort Forni di Sotto bereits vom nahen Ziel kündete.

Ein paar Minuten später bogen wir um die scharfe, enge Kurve am Ortsanfang von Forni di Sopra, in der die Straße von zwei Kirchen begrenzt wird: rechts die

große Parrocchia di Santa Maria Assunta, links die kleine, alte Chiesa di San Floriano mit ihrem wertvollen Altarbild von Bellunello aus der Renaissance. Im Zentrum des Orts, beim Hotel Posta, bogen wir links in eine Einbahnstraße, die zum kleineren Skigebiet des Ortes führte, zu den Pisten Cimacuta und Davost. Unmittelbar daneben lag das gleichnamige Hotel, in dem wir ein Zimmer bezogen. Und dann stiegen wir auf die Ski, allerdings nicht auf den genannten Pisten, die man, ohne abwertend wirken zu wollen, wohl als „Idiotenhügel“ bezeichnen durfte, sondern ein paar Kilometer westlich Richtung Passo di Mauria. Dort lag die Pista Varmost, ein wahrer Traum für jeden Skifahrer. Mit drei Sesselliften hintereinander ging es hinauf auf den Monte Crusicalas. In mehr als 2000 Meter Seehöhe piff der Wind trotz Sonnenschein über den Berggipfel, der weit über der Baumgrenze lag. Nur noch Latschen trotzten dort oben den unwirtlichen Bedingungen – und wir Skifahrer, allerdings mit dem entscheidenden Vorteil gegenüber den Bäumchen, dass wir nach dem Aussteigen aus dem Sessellift gleich wieder talwärts brausen konnten. Über die Malga Varmost, die sowohl

der Abfahrt als auch den Liftanlagen den Namen gegeben hatte, fuhren wir durch abwechslungsreiches Gelände talwärts. Die Abfahrten präsentierten sich überraschend breit und vielfältig. Wenn man nämlich vom Ort unten auf den Berg blickte, konnte man so gut wie nichts von den Skipisten entdecken, so versteckt zwischen Felsen und in den Wäldern lagen sie. Davon keine Spur während der Talfahrt, die eine gute Viertelstunde dauerte und im letzten Drittel ordentlich in den Oberschenkeln zu verspüren war. Zweimal gönnten wir uns das Vergnügen, danach fuhren wir mit dem Auto wieder zum kleinen Skigebiet zurück, wo wir bei „Monica“ einkehrten. Die gemütliche kleine Skihütte stand neben der Talstation der Lifte, und wir hatten sie bereits bei der Ankunft in Forni di Sopra schwer ins Auge gefasst. Drinnen in der Hütte nahmen wir das „Einser-Menü“ zum Abschluss eines befriedigenden Skitages: Toast mit Bier. „Die Pista Varmost“, erklärte meine Begleiterin zufrieden, „ist wahrlich ein Traum. Ich kenne keine lässigere Abfahrt, auch nicht in den großen Skigebieten in Österreich.“

„Stimmt“, bestätigte ich, „damit kann kaum jemand mithalten. Und überhaupt keine Querfahrten, sondern sechs Kilometer nur runter. Wirklich ein Traum, wie du sagst.“

„Ich kann es gar nicht oft genug wiederholen, aber ich bin so froh, dass wir uns wiedergetroffen haben“, wechselte sie das Thema.

„Ich auch“, meinte ich nachdenklich, „obwohl das schon äußerst ungewöhnlich war. Da haben wir uns monatelang aus den Augen verloren, und dann gehen wir am selben Tag Ski fahren – und begegnen uns noch dazu auf der Piste.“

„Ein schöner Zufall“, lächelte sie geheimnisvoll. Zufall? Da war ich mir nicht so sicher. Denn die Wahrscheinlichkeit, sich auf den ausgedehnten Pisten Tarvisios und Camporossos zu begegnen, lag deutlich unter 50 Prozent. Und eine Begegnung allein genügte ja nicht, mit Helm und Skibrille erkannte man den anderen kaum. Hätte sie nicht vor dem Einsteigen an der Talstation die Skibrille abgesetzt und „zufällig“ in meine Richtung geschaut, dann wären wir uns zwar irgendwie begegnet, hätten uns aber trotzdem nicht getroffen.

Betrachten wir es doch einmal von der anderen Seite. Nehmen wir an, es war kein Zufall, dass wir uns auf der Piste über den Weg liefen. Nehmen wir weiters an, es war auch nicht dem Zufall geschuldet, dass wir uns überhaupt begegnet waren. Dass also das erste Aufeinandertreffen in Barbana ebenfalls nicht zufällig passiert war, sondern von langer Hand geplant. In diesem Fall stellte sich die schwer zu beantwortende Frage: Wozu? Und wer konnte Begegnungen derart steuern, dass die Kontaktaufnahme funktionierte? Ich hätte auf Barbana ja auch nicht in die Cafeteria der Pilgerherberge gehen und gleich zurückfahren können. Was dann? Und ich hätte vor ein paar Tagen auf der Skipiste ja in die andere Richtung blicken können, als sie mir beim Besteigen der Gondel kurz in die Augen schaute. Dann wäre es bei einer Begegnung ohne Wiedersehen geblieben. Zweifel über Zweifel türmten sich vor mir auf, hoch wie der Monte Crucicalas ... Beim Bier musste ich aufpassen an diesem Nachmittag. Natürlich war ich nicht nur des Skifahrens wegen nach Forni di Sopra gereist, sondern um nach einbrechender Dunkelheit einen weiteren wichtigen

Schritt in meiner Mission zu unternehmen, den allerwichtigsten sogar!

Deshalb bemühte ich bald eine Ausrede. Ein kurzes Bein mehr oder weniger am Tausendfüßler-Lügenwurm war auch schon egal.

Ich erklärte: „Du musst mich entschuldigen, aber ich muss für einen Sprung weg. Eine meiner Kundschaften hat mich vorhin angerufen, sie hat mein Auto gesehen und möchte mich jetzt treffen. Mit einem österreichischen Kennzeichen fällst du hier ja sofort auf. Nein sagen kann ich nicht, aber ich werde die Sache möglichst kurz halten.“

„Da fällt man allerdings auf“, meinte sie, „ich habe bis jetzt weder eine österreichische noch ein deutsche Nummerntafel entdeckt. Mit Ausnahme einiger ungarischer Gäste bleiben hier die Italiener wohl unter sich.“

„Ist doch angenehm, oder?“, fragte ich.

„Durchaus“, antwortete sie und ging nicht weiter auf meine Ausrede ein. Lediglich wann ich wieder zurück sein würde, erkundigte sie sich.

„Dauert nicht lange“, sagte ich, „am besten, wir treffen uns zum Abendessen im Hotel.“

„So spät?“

„Dann meinetwegen schon vorher. Sagen wir um 18.00 Uhr in der Bar Agli Sportivi im Zentrum. Du kannst sie gar nicht verfehlen. Du gehst einfach die schmale Straße hinauf zur Hauptstraße und dann gerade drüber, am anderen Ende des Hauptplatzes. Dort treffen wir uns zum Aperitivo.“

„Okay“, sagte sie, „ich freue mich. Und pass auf auf dich!“

„Klar“, bestätigte ich, „bis bald.“

Wieso hatte sie mir aufgetragen, auf mich aufzupassen? Einfach so hingesagt, wie man es halt hinsagte? Oder wusste sie mehr, als ich glaubte? Wieder beschlichen mich Zweifel, die ich freilich sofort wegwischte wie den frischen Schnee von meiner Autoscheibe. Da hatte es doch glatt zu flankerln begonnen, während wir in der Hütte saßen.

* * * * *

Schlank und elegant lag die Beretta vor mir auf dem schweren, knorrigen Holztisch. Sogar beim Waffenschmieden legte man in Italien Wert auf

Schönheit, wirklich erstaunlich! Es war eine Silver Pigeon Bockdoppelflinte mit Walnuss-Schaft und feiner Gravur – ein Klassiker unter den Jagdgewehren. Die sollte meinen Zwecken wohl genügen ...

Der Mann verlor kaum Worte, als er mir das Gewehr präsentierte. Er fragte auch nicht, ob ich überhaupt die Berechtigungen hatte, eine Waffe zu besitzen bzw. zu führen. Ihn interessierten nur die Scheine, die ich neben die Flinte auf den Holztisch legte. Er nahm das Bündel in die Hand, zählte es bedächtig durch und nickte zufrieden. Dann ging er durch die Bauernstube zum Schrank, aus demselben Holz gefertigt wie der Tisch, öffnete ein kleines Türchen und nahm eine Flasche und zwei kleine Gläser heraus. Er schenkte ein, reichte mir eins der Stamperln und sagte: „Salute!“

Der Schnaps brannte scharf hinunter, Edelbrenner Benito Nonino, der die Grappa-Qualität in den 1970er-Jahren in lichte Höhen schraubte, hätte sich im Grabe umgedreht. Damit war das Geschäft besiegelt. Ich schnappte mir die Waffe, grüßte knapp und verließ den Hof. Draußen, es war bereits stockdunkel, legte ich meine Neuerwerbung in den Kofferraum. Unter

dem Gepäckabteil befand sich ein Hohlraum, der neben dem Reservereifen auch Verbandszeug, Schneeketten und anderen Kram schluckte, den man nicht offen im Wagen herumliegen haben wollte. Dort verstaute ich die Beretta und fuhr die paar Kilometer vom Bergbauernhof zurück nach Forni di Sopra. Der Aperitivo wartete bereits ...

V. Finale zwischen den Felsen

Bagni di Lusnizza und Pontebba, 22./23. Jänner

2020. Die Nacht im Albergo All'Orso in Bagni di Lusnizza verlief beschaulich. So beschaulich, wie sich der Ort selbst präsentierte. Einst wegen seiner Schwefelquelle weithin geschätztes Kurbad, bis zu 300 Gäste sollen täglich angekommen sein, um die Heilkraft des Wassers zu nutzen, sagten sich heute in Bagni di Lusnizza Fuchs und Hase gute Nacht – und rund 60 Einwohner, großteils alte Leute wie fast überall im Kanaltal.

Die Einrichtung des Orso stammte teilweise noch aus den 1960er-Jahren, verströmte also den leisen Hauch langsam verwelkender Gediegenheit. Neben der unverrückbaren Tatsache, dass der Albergo All'Orso längst der einzige im Kurort war, überzeugte vor allem die ausgezeichnete Qualität seiner Küche. Wir schmausten wie die Götter: hausgemachte Ravioli, nur in ein wenig Butter geschwenkt, was angesichts der köstlichen Fülle völlig genügte; Arrosto vom Kalb mit Spinat; Panna cotta und Strudel di mele als süßer Abschluss. Dazu floss abends reichlich Rotwein. Nicht

weiter aufregend, ist man versucht zu sagen, doch die Güte, mit der die Speisen auf den Tisch kamen, erhoben sie weit über allfälligen Durchschnitt. Wie die italienische Küche überhaupt kennzeichnet, dass man aus hochwertigen Produkten durch relativ einfache Veredelung das Beste herausholt.

Am Morgen blinzelten die ersten Sonnenstrahlen ins Kanaltal und durch die Fenster des Orso. Wegen der umgebenden hohen Berge dauerte es ein wenig länger als anderswo, bis sich die Sonne den Weg in die Enge des Tals bahnte. Nach dem Frühstück, so hatten wir vereinbart, würden wir uns kurzfristig trennen. Sie beabsichtigte, mit dem SAF-Bus nach Tarvisio zu fahren, um dort ein wenig zu shoppen. Und ich täuschte – hoffentlich zum endgültig letzten Mal – wieder einen wichtigen Geschäftstermin vor. Dass sie mir die Ausrede nach wie vor zu glauben schien, verwunderte mich immer mehr. Andererseits, sie hatte sie mittlerweile schon sehr oft geschluckt! Und was einem in seine Pläne passt, glaubt man sowieso gerne. Um halb zehn trennten wir uns. Sie kletterte an der Haltestelle direkt an der SS 13, der Strada Statale von Venedig nach Tarvis, deren Schlusstück durchs

Kanaltal führt, in den öffentlichen Bus. Ich fuhr mit dem Auto in die andere Richtung, nach Pontebba. Dort musste meine Mission endgültig zu Ende gebracht werden. Heute.

* * * * *

„Francesco, der Mörder deines Vaters!“

Dieser Satz der Mutter hatte sich in das Gehirn des jungen Maierhofer, eigentlich noch Johann Klobas, eingegraben wie ein durchdrehender Reifen in frisch gefallenem Winterschnee auf vereister Unterlage; trotz oder vielleicht wegen seines zarten Alters von zehn Jahren, als der Satz gesagt worden war.

Das Diktum der Mutter leitete den Buben fortan durchs Leben. Er fragte nach dem Vater, sammelte später die spärlichen Informationen über ihn in Schriftform und hütete sie wie einen Schatz – seinen Schatz. Herausragendes Juwel in diesen väterlichen Kostbarkeiten war eine abgegriffene Schwarz-Weiß-Fotografie des Erzeugers. Sie war bei Maierhofers letztem Fronturlaub zu Hause in Pontebba entstanden und zeigte einen drahtigen, dünnen Burschen, der

freilich, wenn man genauer hinschaute, erhebliche Muskeln vorzuweisen hatte, die auf die schwere landwirtschaftliche Tätigkeit am elterlichen Hof zurückzuführen waren. Bei diesem Aufenthalt entbrannte der junge Mann in Liebe zur in der Nachbarschaft lebenden jungen Klobas und die Folgen davon kennen wir inzwischen ja ...

In der Schule nervte der kleine Klobas vulgo Maierhofer seine Mitschüler mit ausführlichen Erzählungen über den Vater, vieles davon nur der kindlichen Einbildung und einer gewissen Überhöhung entsprungen, wie das in dem Alter so üblich ist. Doch von Mal zu Mal Erzählen wurden die heldenhaften Ereignisse immer mehr ausgeschmückt. Besonderen Stellenwert nahm darin der Tod des Vaters ein, ebenfalls hochstilisiert, und zwar zum Heldentod. Kein Wort von der Wahrheit, dass Johann Maierhofer, der Vater, elendiglich im Schnee am Plöckenpass krepitiert war, nachdem ihn ein Schuss von gegenüber durchlöchert hatte. Dafür aber unerträglich viele Wörter von einem nie stattgefundenen wackeren Kampf des Vaters mit einer Übermacht des Feindes ...

Von der Verehrung des Vaters ließ Johann Klobas auch nach der Schule nicht ab. Er ahmte ihn nach, zumindest tat er so, wie er sich einbildete dass der Vater getan hätte – er hatte ihn ja nie persönlich kennengelernt. Schließlich gipfelte der Vater-Wahn in der Änderung seines Nachnamens: Maierhofer sollte er forthin heißen statt Klobas, Johann Maierhofer der Jüngere. Dafür nahm er die größten bürokratischen Hürden in Kauf. Und als er endlich die Urkunde in Händen hielt, die ihm amtlich bescheinigte, er dürfe sich künftig Maierhofer nennen statt Klobas, feierte er mit sich selbst allein den Sieg. Nur das Bild des Vaters war dabei. Denn die anderen, die verstanden den Grund der Freude nicht.

Sprach ich vorhin von einem Gipfelpunkt in der posthumen Vater-Hörigkeit? Nun, da sollte ich mich korrigieren: Der traurige Höhepunkt der Verehrung des Vaters folgte erst später, nach dem Zweiten Weltkrieg.

* * * * *

Oft war ich in Gedanken die Strecke hinauf zum Maierhofer-Hof schon abgefahren. Mit dem Finger hatte ich sie ungezählte Male auf der Landkarte nachgezeichnet. Trotzdem fühlte ich mich angespannt, als ich mich – dieses Mal endlich in der Realität – auf den Weg hinauf zum kleinen Anwesen machte. Gelegentlich drohten die Räder im festgefahrenen Schnee durchzudrehen.

* * * * *

Im Zweiten Weltkrieg wurde Maierhofers Verehrung des Vaters auf eine neue Stufe gehoben. Während viele junge Männer den Augenblick fürchteten, an dem ihnen der Einberufungsbefehl in die Hand gedrückt wurde, sehnte ihn der junge Maierhofer regelrecht herbei. Endlich, frohlockte er über das Schriftstück, endlich würde er in die Fußstapfen des Vaters treten und sich wie ER als Held beweisen können.

Mittlerweile hatte er, es wurde bereits angedeutet, die Seiten gewechselt und die Option gezogen: Er hatte Italien den Rücken gekehrt und sich im Deutschen Reich angesiedelt. Auch dies in Wahrheit eine logische

Folge des sein Leben prägenden Satzes: „Francesco, der Mörder deines Vaters!“ Dass er mit diesem Schritt nicht nur die Nation verließ, der der verhasste Francesco angehörte, sondern sich auch zum willfährigen Handlanger der Nazis machte, störte den Burschen wenig. So weit dachte er nicht. Aber seien wir uns ehrlich, wie viele Millionen Menschen, ob jung, ob alt, gingen dem Rattenfänger Hitler und seiner Mörderclique auf den Leim, wie viele Millionen sahen im Nationalsozialismus die Erlösung von tief empfundener Benachteiligung, deren Ursache man jetzt endlich den Juden in die Schuhe schieben konnte. Professoren und Gelehrte, Wissenschaftler und Sportidole jubelten Hitler und seinen Verbrechern zu – ausgerechnet der junge Mann aus Pontebba, wenig gebildet und gerade erst im Deutschen Reich wohnhaft, hätte die dunklen Machenschaften der Nazis durchschauen sollen? Unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich.

Wie es dem jungen Maierhofer im Zweiten Weltkrieg erging, welche Gefahren er an der Front zu bestehen hatte, welches Glück ihn letztlich Krieg und Gefangenschaft überleben ließ, tut für unsere

Geschichte nichts zur Sache. Lassen wir es also beiseite. Für uns interessant wird es wieder in der Nachkriegszeit, als sich Maierhofer so weit gesammelt hatte, dass er einen kräftigen Entschluss fassen konnte: Francesco, der Mörder seines Vaters, sollte selbst gewaltsam zu Tode kommen, und zwar durch ihn, den Sohn, der den Vater rächte. Er investierte viel Zeit und angesichts seiner eher bescheiden zu nennenden Intellektualität eine erstaunliche Kombinationsgabe in die Nachforschungen, wer denn dieser Francesco genau war und – vor allem – wo man ihn so viele Jahre nach den dramatischen Ereignissen finden konnte. Hätte er dieselben Anstrengungen für positive Dinge aufgewendet, man hätte ihm Ehrfurcht und Respekt gezollt und wohlmeinend von einem gesprochen, der es geschafft habe, aus ärmlichen Verhältnissen weit hinaufzukommen. So aber floss die Energie ausschließlich in Zerstörung und Tod ... Der junge Maierhofer fand also heraus, wo Francesco lebte, fuhr dorthin und wartete einen geeigneten Moment ab, um ihm, dem vermeintlichen Mörder seines Vaters, aus einem alten Armeerevolver, den er aus Kriegstagen noch bei sich zu Hause verwahrte,

eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Kugel für Kugel – der Vater war gerächt.

Wie man sich brenzligen Situationen entzog, hatte der junge Maierhofer im Zweiten Weltkrieg gut gelernt. So stellte es für ihn keine besondere Schwierigkeit dar, nach Franciscos Ermordung abzutauchen, noch dazu in der Nachkriegszeit, wo man wahrlich andere Sorgen hatte, als sich groß um die Begleichung einer alten Rechnung zu scheren. Geschickt suchte der Mörder Maierhofer das Weite, schwang dabei gar nicht so sehr die feine Klinge – das Verwischen von Spuren, die Säuberung des Tatorts, die Leiche verschwinden zu lassen und die Tatwaffe zu entsorgen kümmerten ihn wenig. Stattdessen setzte er auf Tempo und die im Krieg praktizierte härtere Tour. Notfalls hätte er sich den Fluchtweg einfach freigeschossen. Munition hatte er zur Genüge in der Tasche, und der alte Armeerevolver war ihm nach wie vor ein vertrauter und treuer Begleiter.

Doch weitere Gewaltanwendung auf der Flucht wurde gar nicht nötig. Bis man den toten Francesco in einer Lache gestockten Bluts liegen fand, war Maierhofer

längst über alle Berge. Unbehelligt von der Polizei erreichte er den Hafen von Genua, wo er sich auf der Andrea Doria Richtung Vereinigte Staaten von Amerika einschiffte, damals Zielland unzähliger Auswanderungswilliger in weiten Teilen Europas. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten würde sich seine Spur rasch verlieren. Dass der Dampfer sinken sollte, hatte freilich die beste Planung nicht berücksichtigen können. Da half alle Umsicht des jungen Maierhofer nicht. Doch er hatte abermals Glück und überlebte das Schiffsunglück, was er später mit einem Motivbild danken sollte, das er mit anderen Überlebenden der Madonna von Barbana stiftete.

* * * * *

Hoch über Pontebba erreichte ich mein Ziel. Die Berggipfel rundum boten ein beeindruckendes Panorama, hätte man Augen dafür gehabt. Weiter oben, am Nassfeld, auf Italienisch Passo di Pramollo, zog man sicher flotte Schwünge in den Schnee. Doch auch das bewegte mich in diesem Augenblick nicht ...

Der verwitterte Bergbauernhof lag malerisch am Waldrand, man konnte gut verstehen, dass man sich hierher zurückzog, wenn man im Kanaltal aufgewachsen war und nach langen Jahren, längst überdrüssig der weiten Welt, in die Enge der Heimat zurückkehren wollte. Es war ein ausgezeichnete Platz, um unbemerkt von genau dieser weiten Welt seinen Lebensabend zu verbringen. Wenn man beispielsweise ein Mörder war, der bisher nicht zur Verantwortung gezogen worden war und der das auch für den schmalen Rest seines Lebens vermeiden wollte. Ich parkte den Wagen im Waldesdunkel, einige Meter vor der Lichtung, wo der Hof mit freiem Blick ins Tal stand, und öffnete den Kofferraum. Ich entnahm die Beretta und ging das letzte Stück zum Hof zu Fuß. Knapp davor parkte ein Auto. Besuch? Wer hier wohnte, würde seinen Wagen wohl nicht derart stehen lassen, schräg vor der Haustür, das war klar. Ein Bewohner würde sein Auto am leeren Stellplatz im Schuppen abstellen, direkt neben dem zweiten Fahrzeug, das dort ordentlich geparkt war. Außerdem hatte das Auto ein österreichisches Kennzeichen,

ebenfalls ein deutliches Signal für unerwünschte, störende Anwesende. Besuch also. Was tun? Sollte ich meine Mission wie geplant zum Abschluss bringen, auf die Gefahr hin, neben der Zielperson auch Unbeteiligte, ja Unschuldige über den Haufen schießen zu müssen? Denn an Francescos Ermordung war nur einer schuld, nur dieser eine sollte dafür büßen. Oder die Mission verschieben? Abermals, nachdem ich so viel Zeit und Energie in mein Vorhaben gesteckt hatte? Und wie lange sollte ich sie verschieben? Viel Zeit, das war klar, hatte ich nicht mehr, um das Rachewerk zu vollenden. Johann Maierhofer jun., geborener Klobas, hatte 1917 das Licht der Welt erblickt, wir schrieben das Jahr 2020. Er konnte jeden Tag tot aus seinem Rollstuhl fallen, gestorben an simpler Altersschwäche ... Ich erreichte das Haustor, nun musste eine Entscheidung fallen. Und sie fiel: Ich ergriff die Türklinke, drückte sie hinunter: unversperrt. Leise schlich ich in den langen Flur, der finster vor mir lag. Nur durch eine Türritze floss schwachgelbes Licht auf den Holzboden. Dort drinnen musste der steinalte

Maierhofer sitzen. Aber wer war verdammt noch mal bei ihm?

Schon stand ich vor der Stubentür, so nahe, dass das aus dem schmalen Spalt zwischen Türunterkante und Fußboden rinnende Licht meine Schuhspitzen erhellte. Ich atmete tief durch und drückte mit dem Ellenbogen auf die Klinke der gediegenen Holztür, trat, die Beretta im Anschlag, mit dem Fuß gegen das Holz, und die Tür schwang in weitem Bogen in die Stube. Als mein Hirn kapierte, was meine Augen sahen, erstarrte ich. Da drinnen in der Stube dieses abgelegenen Bergbauernhofs hoch über Pontebba saß wie erwartet der greise Maierhofer in seinem Rollstuhl. Doch neben dem Tattergreis, auf einem zurechtgerückten einfachen Schemel, wie man ihn in unzähligen Bauernstuben des Berglandes findet, saß – SIE.

* * * * *

„Du?“

„Du?“

Ungläubig starrten wir einander an. Nur der Alte im Rollstuhl schien nichts mitzukriegen.

„Was zum Teufel tust du hier?“, fragte ich nach einer Schrecksekunde, „ich dachte, du bist in Tarvisio?“ „Geschenkt“, antwortete sie schroff, „was ist mit dir los? Statt beim Geschäftstermin zu sein, rennst du mit dem Gewehr durch die Gegend?“

„Weißt du, wer das ist?“, fragte ich, einer Antwort ausweichend, nicht weniger schroff zurück und zeigte auf den Rollstuhlfahrer.

„Klar“, sagte sie, „das ist Johann Maierhofer.“

Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: „Mein Großvater.“

Die Flinte fiel mir fast aus der Hand. Maierhofer – ihr Großvater?

„Dein was?“, stammelte ich, nach Luft ringend.

„Mein Großvater. Il mio nonno, wenn du es auf Italienisch besser verstehst.“

Die Übersetzung half mir nur eingeschränkt, die Fassung wiederzuerlangen. Wie gelähmt stand ich in der Tür und schaute belämmert drein.

„Nimm bitte das Gewehr weg!“, sagte sie streng, beinahe befehlend.

Noch bevor ich etwas von meiner Mission erzählen konnte, herrschte sie mich an: „Bist du dir darüber im

Klaren, dass du gerade im Begriff warst, einen 103-Jährigen zu erschießen?“

„Er hat es nicht anders verdient“, ich hatte mich wieder ein wenig gefasst, „er hat Francesco getötet!“

„Auch wenn du ein Nachfahre Francescos bist“ – woher um alles in der Welt wusste sie das? – „ein Mord darf niemals einen Mord sühnen.“

„Die Polizei war zu schwach dafür, die haben ihn nicht gefunden“, wandte ich ein und umklammerte die Beretta fester.

„Hört das denn nie auf?“, schrie sie verzweifelt, „einer bringt den anderen um und wird wiederum vom Nächsten umgebracht!“

„Unrecht muss gerächt werden!“, beharrte ich hart und herzlos, kalt wie der Stahl des Waffenlaufs.

„Schwachsinn!“, rief sie aufgebracht, „dieser Kreislauf sinnloser Gewalt muss durchbrochen werden! Und wer wäre dazu besser in der Lage als wir beide? Die Nachfahren. Wir lieben uns doch!“

„Dich liebe ich“, erwiderte ich, „nicht deinen Großvater. Den hasse ich.“

„Hör auf zu hassen“, flehte sie jetzt, „bitte! Verstehst du denn nicht, dass dein verfluchter Hass alles

zerstört? Uns, unsere Liebe, unser Leben, einfach alles!“

„Und der soll davon profitieren?“, abschätzig wies ich mit dem Lauf des Gewehrs auf den Alten, der dasaß wie Stein und absolut nichts mitkriegte.

„Er ist gestraft genug“, sagte sie traurig, „er hört nichts, er sieht nichts mehr, und dass er nicht gehen kann, erkennst du wohl selbst. Seit Jahren wartet er nur mehr auf den Tod, sonst nichts.“

„Dabei kann ich ihm behilflich sein“, bemerkte ich zynisch und brachte die Flinte erneut in Anschlag.

„Nein“, schrie sie und trat mutig zwischen den Alten und mich. Der Lauf zielte jetzt genau zwischen ihre Brüste.

„Wenn du ihn töten willst, musst du vorher mich töten.“

„Hör auf mit dem Blödsinn“, sagte ich ärgerlich, „und geh mir aus dem Weg! Ich habe monatelang nach ihm gesucht, habe Wochen in Archiven in Triest, San Daniele und sonst wo versessen, bin kreuz und quer durch Friaul gefahren. Und jetzt, wo ich das Schwein endlich aufgespürt habe, soll ich ihn laufen lassen?“

Niemals! Er hat den Tod verdient und den wird er kriegen!“

Sie blieb zwischen dem Alten und mir stehen, schaute mir tief, geradezu störrisch in die Augen und sagte trotzig: „Das wird er, glaub mir. Du siehst doch, wie alt und gebrechlich er ist. Der Arzt gibt ihm nur mehr ein paar Tage.“

„Dann bin ich ja gerade noch rechtzeitig gekommen“, zischte ich, triefend vor Zynismus, „erklär mir doch einmal, wie der Alte hier allein auf dem Hof leben kann, wenn er angeblich so gebrechlich ist. Außer dich habe ich keinen gesehen, der die Pflege übernehmen könnte.“

„Na klar“, erklärte sie, „ich hab doch alle vorhin unter einem Vorwand weggeschickt. Natürlich lebt er nicht allein hier heroben. Das könnte er gar nicht, er muss gefüttert werden wie ein kleines Kind.“

Ich schaute sie verwundert an: „Warum hast du sie weggeschickt? Du konntest doch nicht wissen, dass ich kommen würde.“

„Du irrst, mein Lieber. Das habe ich von Anfang an gewusst.“

„Woher?“

„Deine Nachforschungen sind nicht unentdeckt geblieben. Schon als du hier in Pontebba auf dem Pfarramt nach uns Maierhofers und Klobas` gefragt und die alten Taufbücher eingesehen hast, wurde ich informiert. ‚Da sucht einer nach deinem Großvater‘, sagte man mir. Da war mein Interesse natürlich geweckt ... und dann kam Barbana. Den Rest kennst du ja.“

„Wussten deine Helfer auch, dass sie einen Mörder decken?“, fragte ich sie hart.

„Keine Ahnung“, antwortete sie ehrlich verzweifelt, „erzählt habe ich es ihnen natürlich nicht. Als Großvater viele Jahre nach dem Untergang der Andrea Doria auf den Hof der Familie zurückgekehrt ist, standen andere Dinge im Vordergrund: Da kam einer wieder, der unter Mussolini das Land in Richtung Deutsches Reich verlassen hatte. Da war plötzlich einer zurück, der eines der spektakulärsten Schiffsunglücke der Nachkriegszeit überlebt hatte. Davon musste er unzählige Male in der Bar unten auf der Piazza Dante Alighieri erzählen. Dass er danach keinen Rummel um seine Person mehr wünschte, erschien den Menschen verständlich. Und so lebte

Großvater ruhig und zurückgezogen hier auf dem Hof. Man akzeptierte es und stellte keine Fragen, schön langsam vergaß man ihn wieder. Ich glaube nicht, dass irgendwer eine Ahnung davon hatte, warum er sich auf der Andrea Doria eingeschifft hat. Damals wollten ja Abertausende auswandern.“

„Aber nur er war ein Mörder“, sagte ich schroff, „das weiß ich, und das genügt mir! Recht muss Recht bleiben. Also geh mir aus dem Weg.“

„Nein“, sagte sie mit enormer Entschlossenheit in der Stimme, „wenn du ihn erschießen willst, musst du zuerst mich erschießen!“

Erstmals zögerte ich. Sie war stur, das wusste ich, aber wie weit würde sie gehen?

„Gib der Liebe eine Chance“, flehte sie abermals in einer Mischung aus Verzweiflung und Nachdrücklichkeit, „durchbrich endlich diesen hundert Jahre währenden Rachefeldzug!“

Ich ließ die Waffe sinken und schloss sie in die Arme.

„UND DANN KOMMT

DER APPETIT“

EINE ANNÄHERUNG AN GIOSUÈ

CARDUCCI

Carducci – der Name des italienischen Literaturnobelpreisträgers aus dem Jahr 1906 begegnete meiner Frau und mir vor mehr als einem Jahrzehnt zum ersten Mal. Wir besuchten Arta Terme und entdeckten gegenüber unserem Hotel im beschaulichen Ortsteil Piano d’Arta ein Denkmal für den Poeten: Unter einer Handvoll Kastanienbäumen stand eine graue Stele aus Stein, das grimmige Porträt des Mannes mit dem mächtigen Bart darin eingraviert, dazu ein paar Verse, die er über die Region Carnia – auf Deutsch Karnien – geschrieben hatte.

Im winzigen Park mit dem Denkmal schauten wir bei unseren Besuchen des Kurorts in der Folge regelmäßig vorbei. Was nicht weiter schwierig war: Der Weg zu unserer bevorzugten Bar „Sport“ führte unweigerlich am Dichter-Denkmal vorüber, egal in welcher Herberge man logierte. Jedes Mal erwiesen wir Carducci unsere Reverenz, jedes Mal studierten wir die italienischen Verse, die wir – wie das bei Versen in fremder Sprache wohl üblich ist – nicht verstanden (es handelte sich um die ersten acht Zeilen seines Gedichts „Il Comune Rustico“, das er zwischen 10. und 12. August 1885 in Piano d’Arta geschrieben hatte,

wie wir später erfahren sollten). So eroberte der ausgezeichnete Literat im Laufe der Jahre einen Fixplatz in unserer persönlichen Erinnerungskultur, wengleich wir uns Carduccis Werdegang und Schaffen darüber hinaus nicht weiter widmeten. Literaturnobelpreis im Jahr 1906, das wussten wir. Dass der ein paar Wochen in Arta Terme verweilte, hatten wir ebenfalls herausgefunden. Und dass er während dieses Aufenthalts zwei Gedichte verfasst hatte, in denen er die Landschaft Karniens würdigte, stand ebenfalls fest. Später gesellte sich zu unserem bescheidenen Wissen noch die Kenntnis, dass Carducci Mitbegründer der bis heute weltweit tätigen Società Dante Alighieri war. Die Aktivitäten dieser Gesellschaft verfolgten wir seit dem Zeitpunkt genauer, als uns der Darmstädter Comitato der Società zur Präsentation unseres Buchs „50 Dinge, die man in Friaul getan haben muss“ eingeladen hatte und wir in dem hessischen Städtchen abseits der Buchpräsentation schöne Stunden verlebten. Der Durchbruch in unserer Annäherung an den mit Ausnahme des Denkmals nach wie vor fernen, ja geradezu abstrakten Giosuè Carducci kam eines

späten Nachmittags. Heute nur mehr selten zu finden, aber für einen traditionsreichen Kurort wie Arta Terme bestens passend, hatte man im Hotel Alla Fonte, in dem wir wohnten, eine kleine Bibliothek mit interessanten Schriften eingerichtet. Wir durchstöberten die Bände und stießen hochofren auf eine Sammlung von Briefen Carduccis, die dieser während seines Aufenthalts in Arta Terme an Gott und die Welt, also an seine Frau und einige Gelehrte, geschrieben hatte. Wir schnappten uns das dünne Heft „Lettere di Carducci dalla Carnia“ aus dem Jahr 1973 und setzten uns zu einem gemütlichen Aperitif-Bier in die Bar des ans Hotel angeschlossenen Restaurants „Pizza, Grill & Maccaroni“ – übrigens ein Einkehr-Muss, wenn man in Arta Terme verweilt, denn die (drinnen!) auf Holzkohle gegrillten Würstel, Spießchen, Steaks & Co. schmecken fantastisch. Und die Nudeln ebenso. Doch vorerst saßen wir bei Bier und Carducci. Über Gemona war der in Bologna wohnhafte Dichter am 17. Juli 1885 nach Arta Terme angereist, wo er bis 26. August desselben Jahres bleiben sollte, entnahmen wir dem Vorwort des Buchs. Damals war die Reise lang und beschwerlich, deshalb hatte Carducci in Gemona

bei einem Freund der Familie übernachtet, bevor er in die Berge Karniens aufgebrochen war.

Hier schien es ihm zu gefallen. In einem der ersten Briefe, geschrieben am 19. Juli an seine Frau in Bologna, fanden wir auch schon die berühmten Worte, die in beeindruckender stilistischer Knappheit den Kurort charakterisieren – Worte, die fast schon archetypisch für eine Zeit stehen, in der man zwischen Kur und Sommerfrische noch nicht so stark unterschied und das eine ins andere nahtlos übergang; für eine Zeit, als das, was man heute gekünstelt Entschleunigung nennt, noch wie selbstverständlich gelebt wurde. „Schöne Berge. Ein schöner Fluss. Schwefelwasser. Tannenwälder. Ein schönes Zimmer mit vier Fenstern und schöner Aussicht“, meldete der Dichter per Brief an seine „cara Elvira“ zuhause. Die schönen Berge, das sind die Karnischen Alpen mit legendären Gipfeln wie dem Monte Zoncolan in der Nähe Arta Termes, über den sich in regelmäßigen Abständen die Profiradler des Giro d’Italia quälen. Auch Ski fahren kann man oben. Beim schönen Fluss handelt es sich um den But, einen auf den ersten Blick sanft anmutenden Wildbach, der

bei Hochwasser aber auch unglaubliche Vernichtungskraft entfalten kann, wie wir im Katastrophenherbst 2018 leider erleben mussten. Da half nur mehr eine überstürzte Abreise, um noch aus dem Tal zu kommen, bevor vom Sturm entwurzelte Bäume die Straße versperrten. Von den Folgen hatte sich die Region eineinhalb Jahre danach, als wir Carduccis Spurensuche betrieben, immer noch nicht restlos erholt; die vielen nach wie vor unaufgearbeitet in den Wäldern liegenden umgestürzten Bäume bewiesen es.

Mit Schwefelwasser bezeichnete Carducci die Quelle, die seit 2000 Jahren die Grundlage des Kurbetriebs in Arta Terme bildete. Fons Pudica nannten sie die alten Römer, und wenn man rund um die Therme spaziert, dann fährt einem immer wieder beißender Schwefelgeruch in die Nase, von dem man drinnen, im angenehm warmen Wasser tümpelnd, interessanterweise absolut nichts bemerkt. Die Tannenwälder, die Carducci besonders ins Auge gestochen waren, sind heute noch immer allgegenwärtig. Egal in welche Richtung man schaut, überall Wald, Wald, Wald. Daran konnte auch das

Unwetter vor zwei Jahren nichts ändern, so reichlich hatte Waldgott Pan über dem Tal die Fichten- und Tannensamen ausgeschüttet.

Am schwierigsten gestaltete sich die Suche nach Carduccis schönem Zimmer mit vier Fenstern und schöner Aussicht. Wir lasen im Vorwort des Büchleins, dass es sich um einen Albergo di Poldo gehandelt haben soll. Weder die Erinnerung an vergangene Aufenthalte in Arta Terme noch ein Blick ins aktuelle Quartierverzeichnis des Ortes verriet uns Näheres: kein gleichnamiges Hotel, keine Pension dieses Namens. Die Herberge des Nobelpreisträgers gab es nicht mehr! Zumindest nicht mehr in der Form eines für Kurgäste geöffneten Hotels – wohl ein klassisches Schicksal eines in die Jahre gekommenen Kurorts, der schon bessere Tage gesehen hatte. Dabei hatte sich der Herausgeber von Carduccis Carnia-Briefen 1973, also vor knapp 50 Jahren, noch mit dem Besitzer des Albergo, einem gewissen Dereatti, beziehungsweise dessen Nachfahren unterhalten.

Dann kam uns die Idee, unser Glück mit den Kommunikationsmitteln der Gegenwart zu versuchen. Wir tippten Albergo di Poldo und den Ortsnamen ins

Handy und siehe da – Carduccis Albergo war gefunden! Es handelte sich um ein Gebäude, das vor wenigen Jahren erst von Grund auf renoviert worden, über dieses Stadium dann aber nicht weiter hinausgekommen war. Inzwischen stand es bei einem Immobilienbüro reichlich bebildert zum Verkauf. Unzählige Male waren wir auf dem Weg zur Bar „Sport“ daran vorübergegangen. Das in frischem Gelb erstrahlende Hotel befand sich unmittelbar neben dem Carducci-Denkmal und würde, wenn es weiterhin ungeöffnet vor sich hinsiechte, wohl bald wieder einer Renovierung bedürfen. Schade, aber das Arta Terme der Gegenwart hat eindeutig zu viele Hotels und zu wenige Gäste ...

Den Literaturnobelpreisträger hatte übrigens ein „estenuamento nervoso“, also eine nervöse Erschöpfung, nach Arta Terme geführt, auch das erfuhren wir an diesem Spätnachmittag in der Bar des Restaurants „Pizza, Grill & Maccaroni“. Heute würde man wohl von einem Burnout sprechen.

Und noch etwas verriet uns das Büchlein mit Carduccis Briefen: Er aß tüchtig. Der Herausgeber schrieb: „... mangiava e beveva robusto“. Zum 50. Geburtstag,

den Giosuè Carducci am 27. Juli 1885 in Arta Terme feierte, gönnte er sich nach einem Frühstück ein Mittagessen, bestehend aus Brodo, also einer Suppe, einem halben Hendl mit Nudelaufguss, Misteln, Bohnen und Käse, einem Liter Wein und Kaffee. Bis 16 Uhr ruhte der Dichter, um nach einem einstündigen Aufenthalt an der frischen Luft festzustellen: „Und dann kommt der Appetit.“

KOPFLOS DURCH FRIAUL

Das nennt man wohl zu Recht ein Wunder: Der abgeschlagene Kopf des heiligen Donatus – San Donato auf Italienisch – soll in Moimacco, einem Dorf circa auf halber Höhe zwischen Udine und Cividale, genau an der Stelle gefunden worden sein, wo sich heute noch ein Kirchlein zum Andenken an den Märtyrer befindet. Der Platz ist nicht zu verfehlen, liegt er doch auf freiem Feld direkt an der Straße zwischen den zwei Städten. So weit, so gut, so passend zur Vita eines echten Heiligen. Der Schönheitsfehler an der Legende begegnet uns erst bei genauerem Nachforschen.

Der heilige Donatus – San Donato – ist ja bekanntlich der Patron von Cividale. Beim Stadtheiligen der Langobardenstadt handelt es sich gemeinhin allerdings um San Donato d'Arezzo, der um die Wende zum vierten nachchristlichen Jahrhundert in der heutigen Türkei geboren wurde. Das Leben verschlug ihn bald nach Rom, wo er christlich unterwiesen wurde. Wegen einer Christenverfolgung flüchtete er aus der ewigen Stadt nach Arezzo, wo er es bis zum Bischof brachte und – wichtiger – auch verstorben sein soll. Deshalb

lautet sein vollständiger Name ja auch: San Donato d'Arezzo.

Arezzo freilich ist eine 100.000-Einwohner-Stadt in der Toskana. Und die liegt doch beträchtlich von Friaul entfernt, genauer gesagt gute 400 Kilometer. Wie es zugehen konnte, dass nun das Haupt des Heiligen ausgerechnet in dem kleinen friulanischen Kaff Moimacco aufgetaucht ist, wo man es aufgefunden haben will, weiß wohl nur die Legende. Sie verschweigt es uns aber. Dazu passend wäre nur das Ende San Donatos, das die Legende erzählt: Er soll nach verschiedenen Martern wirklich enthauptet worden sein.

Vielleicht hängt die wundersame Reise des Kopfs des Heiligen aber auch mit einer anderen Geschichte zusammen, die Wikipedia von ihm zu erzählen weiß: So soll im Mittelalter ein französischer Heerführer nach der Plünderung Arezzos mit der Kopfreliquie des heiligen Donatus den Apennin überquert haben. Erst ein gutes Stück weiter nordöstlich, in Forli, wurde sie vom Bürgermeister dem Feldherrn abgekauft. Aber auch von dort wäre es noch ein ziemliches Stück des Weges bis Moimacco gewesen ...

Trotz alledem: Der Geschichte von der Auffindung des Hauptes des heiligen Donatus in Moimacco liegt mehr zugrunde als nur eine Legende – von ihr berichtete beispielsweise auch der Chronist Gaetano Filippo Sturolo aus Cividale. Irgendetwas muss also wohl drangewesen sein an der Überlieferung, sei es dass an besagter Stelle in der Tat ein abgeschlagenes Haupt gefunden wurde, wenn auch eines anderen Märtyrers, sei es dass es dort vielleicht eine Hinrichtung gegeben hat, sei es aber auch nur der fromme Wunsch, der Stadtheilige von Cividale möge doch in unmittelbarer Nähe sein Martyrium erlitten haben. Für die Bedeutsamkeit der vermeintlichen Fundstelle des Heiligenkopfs spricht auch ihre spätere Entwicklung zu einem Wallfahrtsort, Einsiedler ließen sich ebenfalls an diesem Platz nieder und sollen dort bis ins 16. Jahrhundert gesiedelt haben. Die markante Kirche ebendort datiert zwar erst aus dem 17. Jahrhundert, es gibt aber Funde, die aus weiter zurückliegender Zeit stammen. Übrigens, auf die Idee, dass es sich um zwei verschiedene heilige Donati gehandelt haben könnte, sind wir auch schon gekommen; aber auch dafür konnten wir keinerlei Hinweise entdecken.

Wir wollen die Legende Legende sein und so stehen lassen. Mit oder ohne sie fasziniert die Chiesa di San Donato in Valle durch ihre Lage mitten in einem wunderbar grünen Feld, außerdem führt uns die Geschichte vom enthaupteten Heiligen zu einer der schönsten Veranstaltungen, die Friaul zu bieten hat: dem Palio di San Donato in Cividale.

Dieses Fest, das immer an einem Wochenende nach Ferragosto, also in der zweiten Augushälfte, gefeiert wird, lässt ganz Cividale zur Mittelalterbühne werden. Beim Palio selbst treten die einzelnen Borghi der Stadt zum Wettlaufen an, darüber hinaus misst man sich in mittelalterlichen Disziplinen wie Armbrustschießen, Schwertkampf und Ähnlichem. Das Rahmenprogramm lockt viele Menschen in die Stadt: Die Tavernen servieren vom Mittelalter inspirierte Speisen, in den Gassen und auf den Plätzen spielen verschiedene Gruppen mittelalterliche Musik, Feuerspeier machen die Nacht zum Tag, Trommlerbrigaden sorgen für die nötige Aufmerksamkeit, wenn es Wichtiges zu verkünden gibt, und messen sich mit den Brigaden der Nachbargemeinden im Trommelspiel. Da kann es innerhalb der Stadtmauern ordentlich laut werden.

Natürlich darf der Patriarch nicht fehlen, der mit großem Gefolge in die Stadt einzieht.

San Donato, so zumindest entsteht der Eindruck an diesem Wochenende, lebt sowieso noch!

EINMAL UNTERWELT UND ZURÜCK

Für unsere Fahrt zum sagenumwobenen Fluss Timavo wählten meine Frau und ich einen ganz besonderen „Reiseleiter“. Vor rund 150 Jahren besuchte ein Mann namens Rudolf Baumbach diesen außergewöhnlichen Ort, an dem der großteils unter der Erde fließende Fluss an die Oberfläche sprudelt. Der Herr war Schriftsteller, heute kennt man ihn kaum noch – mit einer Ausnahme: Eines seiner Gedichte wurde unter dem Titel „Hoch auf dem gelben Wagen“ später vertont und avancierte zum Klassiker vergnügt trällernder Chöre in Rundfunk und Fernsehen. In einem Aufsatz für die „Gartenlaube“ schilderte Baumbach seine Reise zum Timavo: „Ein classischer Fluß“ erschien 1874 in Heft 11 der damaligen Kultzeitschrift, heute wie der Autor ebenfalls weitgehend in Vergessenheit geraten. Wir staunten, wie ähnlich sich unsere Motive der Suche nach dem Timavo doch waren. Für Baumbach war die Erwähnung des Flusses beim altrömischen Dichter Vergil im Versepos „Aeneis“ der Grund, warum er sich von Triest aus an den Ursprung des Flusses begeben hatte. Sein ehemaliger Lehrer hatte ihn gefragt, ob er wohl am Timavo gewesen sei, als er von

seinen Wanderungen entlang der Adria gehört hatte. War er nicht, aber für einen einigermaßen Gelehrten des 19. Jahrhunderts wie Baumbach war es in der Folge Ehrensache, diesem ehrwürdigen Ort seine Reverenz zu erweisen – und vorher bei Vergil über den Fluss nachzulesen. Auch wir hatten Vergils wenige Verse im Ohr, als wir die Reise zum Timavo antraten. Dort waren wir überrascht, wie eng hektische Gegenwart und mystische Vergangenheit beieinanderlagen. Unterwegs auf der Strada Statale 14, die von Venedig nach Triest führt, bogen wir knapp nach Monfalcone, genau im Dorf San Giovanni al Timavo, vom Asphaltband auf einen geschotterten Parkplatz ab. Herrschte auf der SS 14 im Umkreis und vor allem bei der Durchfahrt von Monfalcone noch aufgeregte Betriebsamkeit, sichtbar in ausgiebiger Stauerei zwischen den unzähligen Ampeln und Kreisverkehren, hörbar durch ständiges Gehupe, so tauchte man nach Verlassen der Hauptstraße in absolute Stille ein. Als hätte jemand einen Schalter umgelegt – dabei führte die stark befahrene Staatsstraße doch direkt oberhalb vorbei!

Wir fühlten uns so, wie Baumbach 150 Jahre zuvor formuliert hatte: „... ich empfand die Freude, welchen den erfaßt, der classischen Boden betritt.“ Der Schriftsteller war damals mit dem Zug von Triest angereist. Interessantes Detail am Rande: Er schreibt „mit dem nach Italien gehenden Frühzuge“ – Triest und das Umland gehörten damals noch zur k. u. k. Monarchie, also zu Österreich!

Bei der unmittelbaren Annäherung glichen sich die gewählten Verkehrsmittel. Baumbach marschierte vom Bahnhof Monfalcone zum Timavo, wir vom Parkplatz aus. Nach dem kurzen Fußmarsch entdeckten wir zuerst eine Kirche, die Chiesa San Giovanni in Tuba. Schmucklos stand sie versteckt zwischen Bäumen, nur ein einziger Topf mit einer Hortensie war als Aufputz zu sehen. Wir suchten den Eingang und tauchten tief in die Mystik des Ortes ein: Drinnen war es nämlich fast wie draußen, man könnte sagen: naturbelassen. Im Altarbereich fanden wir kleine Mauern vor, die von Moos und Farn überzogen waren, auf der einen Seite zeigte sich ein Mosaikboden aus vergangener Zeit – angeblich frühchristlich aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., also in etwa gleich alt wie die berühmten

Mosaike in Aquileia –, ebenfalls bereits von Moos umspielt, auf der anderen Seite war der Boden fein geschottert. Plötzlich richteten sich unsere Blicke auf eine Öffnung inmitten des grün bewachsenen Altarraums. War dies der Eingang in die Unterwelt, den man alten Überlieferungen zufolge hier am Timavo finden sollte? Wahrscheinlich nicht, sondern nur ein Loch zur Krypta hinunter, aber die Fantasie kam an einem Ort wie diesem so richtig in Schwung ... Baumbach musste den kleinen Umweg über die Kirche ausgelassen haben, zumindest berichtete er nichts davon. Dafür umso mehr vom Timavo selbst. Aus neun Mündungen und mit lautem Getöse breche der Fluss aus dem Berg hervor, schreibe Vergil, schrieb Baumbach. Stimmt, das hatten wir ebenfalls gelesen. Doch schon Baumbach stellte fest, dass es keine neun Felsspalten im Karstgebirge mehr gebe, aus denen der unterirdische Fluss hervorspringt. Er zählte damals drei. Wir sahen nicht einmal deren drei, als wir am türkis schimmernden Quellsee standen, aber vielleicht machte sich der mysteriöse Fluss ja einen Spaß daraus, im Lauf der Jahrtausende seine Quellen genauso zu verheimlichen wie sich selbst?

Und von Vergils Getöse war ebenfalls keine Spur, ganz im Gegenteil, eine nahezu mystische Ruhe lag über dem Ursprung des Timavo, den wir in unmittelbarer Nähe der Kirche vorfanden. In dem Tümpel spiegelten sich die rundum dicht stehenden Bäume, am seichten Uferrand sah man Trümmer von Gemäuer knapp unter dem Wasserspiegel liegen, an manchen Stellen blubberte es und leichte Luftbläschen suchten sich aus den Tiefen des Karsts den Weg an die Oberfläche. Irgendwo hoch oben im Gebirge, da tauchte das Flüsschen bekanntlich plötzlich unter und bahnte sich seinen Weg durch den brüchigen Fels bis hierher. Der Geburtsort des Timavo befindet sich in Slowenien, bestätigte uns auch eine Hinweistafel vor Ort: „Nasce a sud del Monte Nevoso (Snežnik), nella Slovenia occidentale ...“. Baumbach hatte den eigentlichen Ursprung des Timavo, dort noch Reka genannt, besucht. Ungefähr 35 Kilometer legte das Flüsschen dann unter der Erde zurück, bevor es auf italienischem Boden wieder aus der Erde schoss und oberirdisch weiterfloss, nicht einmal zwei Kilometer, von San Giovanni al Timavo bis in den Golf von Triest.

Auch andere Autoren der Antike siedelten ihre Erzählungen am Timavo an, Baumbach ließ sich darüber ausführlich aus. Bestens passend zum geheimnisvollen Grün des Ursprungs erzählte er beispielsweise von einem Gott namens Glaucus, der sein Haupt aus dem Wasser gestreckt habe, um den Argonauten im Kampf gegen die Euganeer zu Hilfe zu eilen, der sich just hier abgespielt haben soll. Insgesamt kannte Baumbach 20 antike Schriftsteller, die den Timavo in ihren Schriften erwähnten. Baumbach war aber nicht nur ein Mann der Vergangenheit, er interessierte sich auch für die Gegenwart des Flusses. Und so erzählte er uns in seinem „Gartenlaube“-Reisebericht auch davon, wie man überhaupt erst feststellen konnte, dass sich der doch einigermaßen entfernte slowenische Fluss Reka unterirdisch durch den Karst schummelte, um als Timavo wieder an die Oberfläche zu treten. Ein „weiser Mann“ ließ bei San Canziano Korkstöpsel in die Reka werfen – und siehe da, sie tauchten urplötzlich im Timavo wieder auf. Wir umrundeten den Quellsee des Timavo und stießen auf einen kleinen Staudamm, der auf der anderen

Seite einen schmalen Wasserlauf freigab und geradeaus dahinschießen ließ. Mit der Romantik und Mystik des Timavo-Ursprungs war es in diesem Moment vorbei. Denn der sagenumwobene Fluss fand sich plötzlich in einen Betonmantel gehüllt und wurde von diesem betonierten Kanal Richtung Meer geleitet, das genaue Gegenteil seines Ursprungs oder Wiedererwachens nach dem Sturz in die Tiefen des Karsts.

„Der Timavo würde auch dann, wenn er nicht durch die hellenische Heroensage eine Weihe empfangen hätte, allein durch seinen Anblick auf jeden, der ein Auge für Naturschönheit hat, einen unauslöschlichen Eindruck machen“, resümierte Baumbach, um sich dann doch wieder voll und ganz auf die antike Seite des Flusses zu schlagen: Nach ausgiebiger Erkundung des Quellgebiets suchte er eine Osteria auf, um seinem Lehrer, Vergil und den Argonauten ein „reichliches Trankopfer“ darzubringen – mit „dunklem Terrano“, dem örtlichen Landwein! Man kann davon ausgehen, dass der Mann ihn nicht verschüttete, wie bei einem Trankopfer eigentlich üblich ...

(Die Zitate folgen dem Artikel „Ein classischer Fluß“
von Rudolf Baumbach aus „Die Gartenlaube“, Heft 11,
S. 181-184, auf Wikimedia Commons.)

49 KEHREN

Auf der Fahrt über den Vrsic-Pass von Kranjska Gora nach Trenta und weiter Richtung Bovec geschah äußerst Merkwürdiges.

In der ersten Kehre der an Kehren reichen Passstraße stand ein Anhalter und hielt den Daumen raus. Er mochte mittelalt gewesen sein; in seinem Gesicht hing düster ein mächtiger und prächtiger Bart; das Haupthaar, erste Anzeichen von Auslichtung waren unübersehbar, wallte umso länger in den Nacken des leicht korpulenten Gesellen.

Ich fuhr allein und hatte wenig Gepäck an Bord. Platz stand also ausreichend zur Verfügung. Langeweile hatte die ermüdende Autofahrt ebenfalls schon genügend hervorgerufen. Ich betätigte den Blinker, hielt ein paar Meter, nachdem ich den Mann passiert hatte, an, öffnete die Tür und signalisierte ihm einzusteigen.

„Danke, mein Sohn“, keuchte er, als er sich auf den Beifahrersitz meines Fahrzeugs quälte.

Ich schmunzelte ob der antiquierten Anrede und konnte mir nicht verkneifen, ähnlich altbacken zurückzureden.

„Du siehst aus wie Primoz Trubar“, sagte ich.

Damit spielte ich auf den berühmten slowenischen Prediger des 16. Jahrhunderts an – Priester, Protestant und Reformator, mit Übersetzungen der Heiligen Schrift in seine Muttersprache Begründer der slowenischen Schriftsprache, zugleich aufgrund seiner Hinwendung zu den Lutherischen gezwungen, nach Deutschland zu flüchten, wo er weiterhin als Pfarrer wirkte, fleißig schrieb und übersetzte. Bildnisse des Mannes zeigten ihn mit ähnlich unteretzter Gestalt wie den Autostopper. Auch Bart und Haarpracht ähnelten sich.

„Kein Wunder“, antwortete unser soeben

zugestiegener Fahrgast, „ich *bin* Primoz Trubar.“

Ich lachte und dachte mir insgeheim, na super, da hast du ja einen ordentlichen Spinner aufgelesen.

„Lustige Namensgleichheit?“, sagte ich vorsichtig fragend.

„Nein, mein Sohn, keine Namensgleichheit, ich bin der echte.“

„Der ist gut 400 Jahre tot“, gab ich zu bedenken.

„Hier am Berg passieren seltsame Dinge“, erklärte mein ungewöhnlicher Beifahrer lapidar.

In der zweiten Kehre überlegte ich kurz, den eigenwilligen Kerl mit irgendeiner Ausrede aus dem Auto zu werfen.

Als hätte er meinen Gedanken erahnt, sagte er: „Du glaubst mir nicht, mein Sohn. Grundsätzlich verstehe ich deine Skepsis. Aber denke an die möglichen Folgen: Auch der Apostel Thomas glaubte nicht, den Herrn zu sehen, als er ihn sah. Wie dir erschien es ihm unmöglich zu glauben. Obwohl er gar nichts glauben hätte müssen außer das, was er ohnehin gut sichtbar vor sich hatte. Nun, das Ergebnis seiner Skepsis ist bekannt: Noch heute, 2000 Jahre später, spricht man vom ungläubigen Thomas, wenn man einen Menschen beschreiben will, der einfach nicht sehen kann – oder will –, was er sieht. Ich denke nicht, dass du auf diese Art in die Geschichte eingehen möchtest.“

Ich wollte schon antworten: „Ist mir doch egal, was man im Jahre 4000 und irgendwas von mir denkt oder gar über mich redet.“

Weil ich in der dritten Kehre aus Ärger über den komischen Menschen neben mir, vor allem aber aus Ärger über mich selbst, dass ausgerechnet ich den schrägen Vogel mitnehmen hatte müssen, beinahe die

Herrschaft über das Fahrzeug verlor, konzentrierte ich mich aufs Lenken und schwieg.

„Pass auf, da gibt's jede Menge Kurven!“ – Auch mein Gast hatte den Fahrfehler bemerkt.

Die vierte Kehre meisterte ich ohne fahrtechnische Probleme und beschloss, dem Wichtigsten neben mir die Grenzen seiner Einbildungskraft aufzuzeigen. Gnadenlos würde ich ihn der Schwindelei überführen. Zwar war sein Lügengebäude sowieso völlig sinnentleert: Wer sollte schon Jahrhunderte nach seinem Tod am Vrsic-Pass autostoppen? Und vor allem wie? Aber wenn er es derart überzeugt behauptete, dann musste man ihm eben genauso überzeugend darlegen, dass er sich täuschte.

Vor Kurzem hatte ich in Gorizia eine Gedenktafel für den echten Primoz Trubar an der Fassade eines Gebäudes entdeckt. Im Jahr 1563 hatte der „Vater der slowenischen Literatur“, wie man ihn auf der Tafel bezeichnete, dort dreisprachig gepredigt: auf Deutsch, in Slowenisch und auch in italienischer Sprache, erinnerte ich mich.

„In welchem Ort hast du denn in drei verschiedenen Sprachen gepredigt?“, fragte ich meinen Beifahrer neckisch.

„Ich habe oft in unterschiedlichen Sprachen gepredigt, mein Sohn“, antwortete er, „hier im Grenzland leben ja Menschen der verschiedensten Zunge. Und jeder von ihnen soll Gottes Wort erfahren, egal welche Sprache er spricht. Aber was du meinst, das war Gorizia. 1563 war ich dort, wenn ich mich recht entsinne. Auf der Piazza Cavour hängt heute noch eine Tafel zur Erinnerung daran.“

Seine Antwort erschütterte mich ehrlich. Natürlich war es möglich, dass der Autostopper wie ich gerade erst in Gorizia gewesen war – allzu weit entfernt lag das italienische Grenzstädtchen ja nicht. Dass er aber ebenso wie ich die kleine Gedenktafel dort gesehen und sich die Inschrift eingeprägt hatte?

„Pass auf die Kurve auf“, riss mich mein Beifahrer aus der Grübelelei.

Ich schreckte auf und verriss den Wagen rechtzeitig vor der fünften Kehre, um auf meine Fahrbahnseite zurückzukehren und den entgegenkommenden

Motorradfahrer nicht dorthin zu schicken, wo auch Primoz Trubar zu sein hatte: ins Jenseits.

„Wie ich schon sagte, mein Sohn, hier auf diesem Pass ereignen sich die seltsamsten Dinge. Wundere dich also nicht, dass ich, Primoz Trubar, neben dir sitze. Der echte.“

In den Kehren sechs und sieben kamen die Motorradfahrer von der anderen Seite, also von hinten, und eine Handvoll von ihnen überholte uns waghalsig. Mutig, dachte ich bei mir, und beschloss, meinem Beifahrer das volle Programm zu geben – irgendwann musste ja Schluss mit dem Blödsinn sein.

„Geboren?“ – „Gestorben?“ – „Wann exkommuniziert?“ – Stakkatoartig hämmerte ich ihm meine Fragen entgegen.

„1508, 1586, 1547“, antwortete er, ohne nachzudenken, „wobei die Exkommunizierung reine Willkür des Laibacher Bischofs war. Mir ging es um die Heilige Schrift und was wir daraus zu lernen hatten. Leider war die römisch-katholische Kirche damals ziemlich verkommen und weniger an der Wahrheit interessiert als an Macht, Einfluss, Gold und Geld. Gottes Wort stand da nur in der zweiten Reihe.“

Ich schwieg eine Zeitlang, bis wir die achte Kehre passiert hatten. Der komische Kauz neben mir wusste wirklich ausgezeichnet um Primoz Trubar und sein Leben Bescheid.

Als hätte er abermals meine Gedanken erraten, sagte er: „Lass die Zweifel sein. Sonst müsste ich dich künftig Thomas nennen.“

Er lachte schelmisch und fuhr fort: „Wie ich schon sagte, auf dem Vrsic-Pass ist manches möglich, das man anderswo für unmöglich hält. Finde dich also damit ab, dass neben dir Primoz Trubar sitzt. Der echte.“

„Dann müssten wir hier am Pass ja ein Zeitloch haben“, versuchte ich zaghaft eine – widersinnige – Erklärung, die ich in den Science-Fiction-Filmen aufgeschnappt hatte.

„Wenn es dir hilft, es so zu bezeichnen, um zu verstehen, meinetwegen, mein Sohn.“

So war dem Burschen nicht beizukommen, das wurde mit jedem Wortwechsel klarer und klarer.

Also sagte ich ausgangs Kehre neun: „Gesetzt den Fall, du bist wirklich Primoz Trubar--“

„Bravo“, unterbrach er mich und lobte, „du bist auf dem richtigen Weg.“

„Gesetzt den Fall, du bist es wirklich“, setzte ich meine unterbrochene Rede unbeirrt fort, „dann verrate mir bitte zweierlei. Erstens, wie ist es möglich, dass du Jahrhunderte nach deinem Tod hier auf der Straße zum Vrsic-Pass autostoppend in einer Kurve stehst? Und zweitens, was zum Teufel machst du hier?“

„Mäßige bitte deine Worte, mein Sohn“, ermahnte er mich, „so spricht man nicht in Anwesenheit eines Geistlichen. Das Fluchen solltest du dir überhaupt abgewöhnen. Ich möchte es zwar nicht gottlos nennen, wenn ich an die gelegentliche Wortwahl unseres geschätzten Martin Luther denke – der konnte ebenfalls ordentlich austeilen. Nein, gottlos ist das Fluchen nicht, aber gottgefällig sicher auch nicht. Außerdem verdirbt es auf die Dauer den Charakter.“

„Entschuldige“, murmelte ich kleinlaut.

„Ist schon verziehen, mein Sohn“, sagte er gütig, „wenn Gott uns Sündern verzeiht, ist es nur recht und billig, wenn auch wir Menschenkinder den Sündern verzeihen. ‚Der werfe den ersten Stein ...‘ – Ich schätze, du wirst das kennen. Und nun zu deinen

Fragen: Auch unser Herr Jesus Christ ist, wie du sicher weißt, am dritten Tag nach seinem Tode auferstanden. Nun möchte ich mich selbstverständlich nicht mit unserem Herrn und Heiland in irgendeiner Form vergleichen, Gott behüte! Nicht einmal würdig wäre ich, demjenigen zu dienen, der IHM dient. Aber der Beweis, dass es grundsätzlich möglich ist, wurde durch seinen Kreuzestod und die nachfolgende Auferstehung erbracht. So sagte unser Herr treffend: ‚Sucht den Lebenden nicht unter den Toten!‘“

Wir fahren durch Kehre zehn, zum ersten Mal seit Beginn der Passstraße weder Autofahrer noch Motorcyclisten, die entgegenkamen oder überholten. „Außerdem“, erklärte mein Beifahrer weiter, „ist hier am Berg sowieso alles ein wenig anders. Vieles ist möglich, was anderswo in der Form nicht möglich wäre. Ich sagte es schon. Und frag mich jetzt bitte nicht warum. Denn die Wahrheit lautet: Ich weiß es nicht, ich bin ja nicht Gott der Allmächtige!“

Bei diesen Worten bekreuzigte sich mein Beifahrer, ob nun Primoz Trubar oder nicht.

Er fuhr fort: „Die Antwort auf deine zweite Frage fällt mir leichter: Ich bin hier, um das Wort Gottes zu verkünden. Wie ich es schon immer tat.“

„Dazu fällt dir kein besserer Platz ein als die was weiß ich wievielte Kehre dieser kurvigen Passstraße?“, fragte ich ungläubig.

„Die elfte“, sagte er ruhig, „verkünden kann man überall. Das schadet nicht. Wie man an dir sieht, besteht der Bedarf dafür praktisch überall, auch an Stellen, wo man auf den ersten Blick nicht damit rechnen würde.“

„In dichter besiedelten Gegenden würdest du mehr Publikum haben“, warf ich ein, „hier lebt kein Mensch.“

„Bereits ein Bekehrter lohnt allen Aufwand dieser Welt.“

Bekehren, dachte ich bei mir, würde mich der schräge Vogel neben mir wohl kaum, eher in die Klapsmühle bringen.

Als hätte er wieder einen tiefen Blick in meine Gedanken getan, sagte er: „Im Irrenhaus wirst du so schnell nicht landen, mein Sohn, eher im normalen Hospital, wenn du nicht besser aufpasst. Und mit dir noch zwei andere.“

Hoppla, da hatten doch zwei entgegenkommende Biker die Kurve der zwölften Kehre derart geschnitten, dass sie uns fast in den Wagen geknallt wären. Zumal ich gehörig auf deren Straßenseite unterwegs war, um der Wahrheit Genüge zu tun. Aber dieses gottverdammte Katzenkopfpflaster in den Kehren konnte wirklich rutschig sein, Teufel noch eins! „Nicht schon wieder“, seufzte es resignierend vom Beifahrersitz, „mit deinen Flüchen bewirkst du gar nichts, mein Sohn. Gib besser acht und spar dir die Deftigkeit!“

Ich schluckte. Ja, ich hatte geflucht. Aber nur in Gedanken, nicht in Worten und Werken. Trotzdem wusste der Kerl neben mir Bescheid, als hätte ich meine Flüche laut in die Welt hinausgeschrien. Man hätte wirklich glauben können, er wäre in der Lage, meine Gedanken zu lesen. Die Sache wurde langsam unheimlich, ich will es nicht verhehlen. Aber deshalb gleich den ganzen Quatsch von der Reinkarnation des Primoz Trubar zu glauben? Nicht mit mir, mein Herr, nicht mit mir.

Kehre 13 passierten wir schweigend, ich arbeitete an einer Strategie, wie dem Schwindler neben mir

beizukommen sei. Keine Ahnung, ob er wieder in meinem Hirn wie in einem offenen Buch las, aber das milde Lächeln, das unter seinem mächtigen Bart aufblitzte und ein wenig Milde in seine Augen brachte, ließ darauf schließen, wenn man nicht – wie ich – grundsätzlich von der Unmöglichkeit der Gedankenleserei überzeugt war. Ich erblickte es nur aus den Augenwinkeln, schließlich musste ich mich auf die herausfordernde Autofahrt über den Vrsic-Pass konzentrieren.

In der 14. Kehre beschloss ich, einen Strategiewechsel vorzunehmen und so zu tun, als glaubte ich ihm.

„Angenommen“, sagte ich, „du bist es wirklich--“

„So weit waren wir schon“, unterbrach er mich.

„Jetzt lass mich doch ausreden!“, schimpfte ich ärgerlich, „wenn du also wirklich Primoz Trubar bist, dann kannst du mir sicherlich sagen, was ich tun soll, um ein gottgefälliges Leben zu führen.“

„Da gibt es viele Möglichkeiten“, erklärte der Mann neben mir, wer auch immer es war. „In deinem konkreten Fall würde ich zuallererst das Fluchen lassen. Dann solltest du insgesamt ein wenig ruhiger werden, nicht immer gleich aufbrausend. Das würde

dich zu einem angenehmeren Zeitgenossen für deine Mitmenschen machen.“

„Sagt sich leicht“, antwortete ich, durch Kehre 15 steuernd.

„Ich weiß, mein Sohn“, sagte er, „in meinem Leben habe ich viele Situationen erlebt, in denen ich am liebsten zur Waffe gegriffen hätte. Beispielsweise als mich der Bischof von Laibach zwang, meine geliebte Heimat zu verlassen. Natürlich hätte ich ihm am liebsten den Teufel an den Hals gewünscht. Aber habe ich das getan? Nein. Denn ich wusste, Martin Luther hatte recht und der Bischof und mit ihm die ganze katholische Kirche befanden sich nicht mehr im Einklang mit den Worten – und vor allem mit dem Sinn – der Bibel. Was sollte mich eine Exkommunizierung durch solche Herrschaften groß aufregen? Also habe ich mich meinem Schicksal gefügt und bin nach Deutschland gegangen. Im Einklang mit mir selbst, konnte ich dort die eine oder andere Sache bewerkstelligen, die heute noch lobend Erwähnung findet. Die Übertragung der Heiligen Schrift ins Slowenische, um nur ein Beispiel zu nennen.“

Kehre 16 lag hinter uns, Trubars Worte – verdammt, jetzt nannte ich ihn auch schon so – zeugten von großem historischem Sachverstand genauso wie von seelsorgerischer Begabung.

„Wie gesagt, das Fluchen solltest du sein lassen“, sagte der Mann neben mir gütig lächelnd eingangs Kehre 17, „das hilft.“

Nachdenklich steuerte ich den Wagen aus der Kurve, bevor in der nächsten Kehre 18 etwas passierte, was mich dem Wahnsinn ein Stück näherbrachte. Abermals hielt ein Autostopper den Daumen raus. Ich schickte mich an zu halten, hinten war ja Platz genug, und ein wenig Abwechslung würde auch nicht schaden. Besser gesagt Ablenkung, denn die Sache mit meinem Mitfahrer, der felsenfest vorgab, der vor mehr als 400 Jahren verstorbene berühmte slowenische Reformator, Schreiber, Bibelübersetzer und Begründer der slowenischen Schriftsprache, Primoz Trubar, zu sein, setzte mir mehr zu, als ich mir eingestehen wollte. Ja, Ablenkung, das würde ein weiterer Mitfahrer über den Pass bringen können. Vielleicht war der vermeintliche – oder echte? – Trubar bald vergessen, wenn ein

neuer Fahrgast im Mittelpunkt des Interesses stünde und ausführlich über sich erzählte.

„Weiterfahren!“, kommandierte Trubar plötzlich hektisch, als ich den Fahrbahnrand ansteuerte, „fahrschnell weiter!“

Doch ich war zu knapp ans Bankett gefahren, die Räder drehten im Kies durch, als ich seinen Anweisungen folgen wollte. Wir kamen nicht und nicht voran, kaum hatten wir es uns versehen, war der Autostopper auch schon hinten eingestiegen. Ein hagerer Kerl in Soutane, ähnlich einem Kirchenmann vergangener Tage gekleidet. Keine Ahnung, wie er die automatische Türverriegelung, die einen vor Handtaschendiebstählen und Ähnlichem bei Kreuzungsstopps schützen sollte, überlistet hatte. Vielleicht war sie aber auch nur kaputt, ich nahm es mit den Wartungen des Autos nicht so genau. „Das ist der Bischof von Laibach“, flüsterte Trubar neben mir.

„Was?“, fragte ich ungläubig.

„Na, der Bischof von Laibach“, wiederholte Trubar leise, „der, der mich damals exkommuniziert hat.“

„Ist nicht wahr!“, entfuhr es mir in einer Mischung aus Ärger, dass der Typ nach wie vor solchen Unsinn verzapfte, und vager Befürchtung, unser Neuzugang könnte mit einem ähnlichen Schmonzes aufwarten wie sein Vorgänger. Vielleicht waren ja beide Insassen derselben Irrenanstalt, eventuell sogar Zimmergenossen?

„Aha, Trubar“, tönte es von hinten mit schnarrend-bestimmter Stimme, die keinen Widerspruch zu dulden signalisierte, „wieder im Lande?“

Also doch!

„Die Zeiten haben sich Gott sei Dank geändert“, erwiderte der Angesprochene, „ihr Katholiken habt nicht mehr die Macht, darüber zu bestimmen, wer rechtgläubig ist und wer nicht, sprich wer zu gehen hat oder wer hierbleiben darf.“

„Nicht wir als heilige Mutter Kirche legen das fest“, antwortete der Mann hinten, „sondern Gott der Herr im Himmel. Wir als seine bescheidenen und unbedeutenden Diener auf Erden sind lediglich aufgerufen, seine Gebote auszuführen.“

„Gott hat Eurer Exzellenz also befohlen, mich zu verbannen?“, fragte Trubar zurück.

„Du hast gegen den Willen Gottes gehandelt, Trubar, das weißt du genau“, sagte der zweite Spinner hinten, „indem du das Abendmahl in beiderlei Gestalt, also mit Brot und Wein, verabreicht hast. Von den vielen anderen Verfehlungen ganz zu schweigen.“

„Alles Blödsinn“, entgegnete Trubar, „woher wollen wir wissen, was Gottes Wille ist?“

„Ah“, sagte der Mann hinten, „ein Ketzer also auch noch.“

Die Räder hatten inzwischen längst wieder gegriffen. In Kehre 19 unterbrach ich die Diskussion: „Leute, es reicht!“

„Was hat der Fahrer, Trubar?“, erkundigte sich der hinten sitzende Mann, der vorgab, Bischof zu sein.

„Er ist ein Zweifler“, antwortete der Mann an meiner Seite, der glaubte, Primoz Trubar zu sein.

„Dann habt ihr etwas gemeinsam“, erklärte der Bischof lapidar.

Trubar winkte energisch ab. Bevor er etwas erwidern konnte, wir fuhren bereits durch Kehre 20, auf dem Vrsic folgten die Haarnadeln wirklich unmittelbar aufeinander, klopfte mir der Bischof auf die Schulter.

„Halt an, mein Sohn, ich steige aus“, befahl er.

„Hier in der Wildnis des Berges?“, fragte ich erstaunt.
„Genau hier“, antwortete der Bischof, „unser Herr Jesus ist 40 Tage fastend durch die Wüste gewandert, da werde ich ein paar Stunden Fußmarsch bis ins Tal hinunter wohl auch überleben. Aber hier herrschen mir zu viel Ungläubigkeit, zu viel Zweifel, zu viel Häresie. Da bevorzuge ich die frische Luft unter Gottes freiem Himmel.“

Ich fuhr in Kehre 21 ganz zur Seite, um den Mann, der vor mehr als 400 Jahren in Laibach Bischof gewesen war – warum schreibe ich das so hin, als wäre es in irgendeiner Form möglich, ja als würde ich es gar glauben? –, aussteigen zu lassen. Und weg war er. Kaum hatte er die Tür geschlossen und wir die Fahrt zu und durch Kehre 22 wieder aufgenommen, sagte auch schon Trubar: „Ein jämmerlicher Feigling, der hat sich einfach aus dem Staub gemacht, ohne sich dem Disput zu stellen. Das war schon damals so, als er mich exkommunizierte und aus der Heimat verbannte. Heute hat er Gott sei Dank keine Macht mehr, da bleibt ihm selbst nur die Flucht, wenn ihm die Argumente ausgehen. Und das tun sie bei ihm sehr schnell.“

Er lachte zufrieden und fuhr fort: „Nennen wir es eine späte Rache, wenngleich mir Rachegefühle völlig fern sind. Aber der Herrgott im Himmel schaut schon darauf, dass keine Rechnung unbeglichen bleibt.“

Jetzt, wo wir mit Kehre 23 beinahe auf der Passhöhe angekommen waren, beschloss ich, nach dem ganzen ungewöhnlichen Trubel ein wenig die Gegend zu genießen. Schließlich war ich derentwegen hergekommen. Die spärlichen grünen Grasmatten mit dem niedrigen Wildenzianbewuchs zwischen den mächtigen Steinblöcken verrieten, wie ausgesetzt die Landschaft den Elementen war. Kurzen, kraftlosen Sommern folgten schwere Winterstürme, von denen sich die Natur während der wärmeren Jahreszeit nur mühsam erholte, bevor zum nächsten Mal der Schneewind durch die Felsen tobte.

„Stimmt, im Winter kann's hier ordentlich stürmen, mein Sohn“, sagte Trubar, als hätte er wieder einmal haarscharf erraten, woran ich gerade dachte.

Nach Kehre 24 und damit auf der Passhöhe hatte ich so etwas wie ein Déjà-vu. Am Straßenrand stand ein Mann und hielt den Daumen raus. Nicht schon wieder, dachte ich und überlegte vorbeizufahren.

„Schau“, sagte Trubar neben mir, „der nächste Anhalter. Gut, dass wir den Bischof losgeworden sind. So haben wir Platz für den Mann. Halt an!“
Ich fuhr aufs Bankett und wartete, bis der Autostopper eingestiegen war.

„Dober dan“, grüßte er jovial, „danke fürs Mitnehmen. Normalerweise gehe ich die paar Kilometer ins Tal hinunter ja zu Fuß. Hinauf natürlich sowieso. Am liebsten hinauf und hinunter. Aber heute hab ich mir den Fuß verknackst. Da fährt man gerne mit ... Doch Entschuldigung, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt und quatsche Ihnen schon die Ohren voll von meinem unbedeutenden Missgeschick. Julius Kugy mein Name.“

Nein! Julius Kugy, 1858 bis 1944, Bergsteigerlegende, zahlreiche Erstbesteigungen, vor allem in den Julischen Alpen, auch am benachbarten Triglav oft und erstmalig unterwegs – er konnte, sollte und durfte nicht zu mir ins Auto steigen. Konnte nicht, weil er seit rund 80 Jahren tot war. Sollte nicht, weil eine Erfahrung wie diese ein mehr als schräges Licht auf meine geistig-psychische Befindlichkeit geworfen hätte. Und durfte nicht, weil es einfach nicht sein

durfte, dass Tote wiederauferstanden und Jahrzehnte nach ihrem Ableben mir nichts, dir nichts in fremde Autos stiegen. Jesus, Zombies und den schrägen Vogel neben mir namens Trubar vielleicht einmal ausgenommen. Doch bewiesen war auch in den genannten Fällen nichts, absolut nichts.

„Gott zum Gruße, Julius“, sagte Trubar, „er wird dir nicht glauben, dass du Kugy bist. Ein schwieriger Fall.“ Er zeigte auf mich, der ich mit wachsender Verzweiflung durch Kehre 25 steuerte und somit die Passhöhe des Vrsic hinter mir ließ.

„Das wundert mich nicht, dass er's nicht glaubt“, erwiderte unser Neuzugang hinten, „die Leut haben keine Demut mehr heut. Da sollt' er in die Berge, dort lernt man Demut. Am Triglav beispielsweise.“

Dabei deutete er bergwärts. Ich war allerdings mit Runterschalten zu sehr beschäftigt, sodass ich das Panorama nicht gebührend bewundern konnte.

Während wir motorgebremst durch Kehre 26 rollten, fragte ich: „Sie sind also der berühmte Bergsteiger Julius Kugy? Gestatten Sie mir eine Frage: Wie ist es möglich, dass Sie hier und heute bei mir im Auto

sitzen, wenn Sie schon mehr als 80 Jahre tot sind?
Gestorben im Jahr 1944, um genau zu sein.“
„Weißt“, antwortete der Mann, „hier am Vrsic ist so manches möglich, was es anderswo nicht gibt. Da passieren die seltsamsten Sachen. Wie’s funktioniert, kann ich dir nicht genau sagen. Aber der Pfarrer neben dir, der kann dir das sicher besser erklären.“
Fein, jetzt schoben sie sich auch noch die Verantwortung gegenseitig hin und her. Entweder hielten mich die beiden am Schmä, wie man bei uns daheim so schön sagt, oder ich war unterwegs wahnsinnig geworden.
„Julius“, wechselte Trubar das Thema, ohne ein Wort an eine Erklärung zu verschwenden, „wo steht noch einmal dein Denkmal?“
„Das kommt erst irgendwo weiter unten“, antwortete der Angesprochene, „wo genau, weiß ich nicht. Denn wenn ich durch Wiesen und Wälder schreite, dann interessieren mich solch menschengemachte Monumente nicht. Die Natur ist mir Denkmal genug.“
Nach kurzem Schweigen, als hätte er das Gesagte absitzen lassen wollen, fuhr der Mann, der vorgab, Julius Kugy zu sein, mitten in Kehre 27 fort: „Heute ist

das anders. Da hetzen die Menschen auf die Berge, aber nicht mehr um der Berge willen, sondern weil sie sich etwas beweisen müssen: Der Puls wird gemessen, auf- und abgestiegene Höhenmeter werden verglichen, alles wird natürlich gepostet, damit ja jeder mitkriegt, was für ein Pfundskerl man ist. Dabei sind das alles arme Würstel, die am wahren Leben vorbeigehen – da hilft ihnen das modernste GPS nichts. Sie tun mir aufrichtig leid. Wir hingegen haben uns damals dem Berg gestellt, wissend, dass er es ist, der die Spielregeln vorgibt. Wir können ihnen folgen, dann erreichen wir den Gipfel. Wenn wir die Regeln des Berges aber nicht beachten, scheitern wir unweigerlich.“
„Wahre, weise Worte, mein Freund“, lobte Trubar.
„Wie ist es möglich“, warf ich ein, „dass zwei Menschen, die mit Abstand von mehreren Hundert Jahren gelebt haben und die sich folglich im irdischen Leben niemals begegnet sind, geraume Zeit *nach* ihrem Tod Freundschaft schließen konnten?“
„Am Vrsic-Pass geschehen die seltsamsten Dinge“, antworteten Trubar und Kugy unisono, zeitgleich mit einer Zunge.

Das ereignete sich in Kehre 28, und ich war wieder einmal knapp davor, die beiden aussteigen zu lassen. Jawohl, rauswerfen sollte man die Kerle, verdammt noch mal! Die Fahrt über den Vrsic sollte nicht zu einer Fahrt in den Wahnsinn verkommen!

„Wir waren uns doch einig“, sagte Trubar genervt, „dass du das Fluchen sein lassen solltest, mein Sohn. Das verdirbt den Charakter genauso, wie es die negativen Gedanken tun. Es ist ja nicht unsere Schuld, dass du der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen willst und das, was klar und deutlich vor dir liegt, nicht akzeptierst. Du hast zwei legendäre Männer als Beifahrer – Julius Kugy, Bergsteigerpionier in den Julischen Alpen, und Primoz Trubar, in aller Bescheidenheit Prediger und Übersetzer der Bibel. So einfach ist das – that’s it, wie man heute wohl sagen würde.“

„Ja“, meinte Kugy, „traurig, dass man englisch reden muss, damit einen ein Deutsch sprechender Österreicher in Slowenien versteht.“

Wir näherten uns Kehre 29 und Kugy bat unvermittelt, ob er wohl aussteigen dürfe: „Der verstauchte Fuß ist dank der Erholungspause so weit wieder in Ordnung,

dass ich die 25 Kilometer bis Bovec leicht zu Fuß gehen kann. Immer noch die beste Art und Weise, Land und Leuten zu begegnen. Auf alle Fälle dank schön dem Herrn für die Mitfahrgelegenheit. Und dir, Primoz, einen guten Tag und Gottes Segen!“

Ich fuhr rechts ran, die Tür öffnete sich, und weg war er, der Kugy.

„Bravo! Jetzt hast du ihn vertrieben“, schimpfte Trubar, „ist dir jetzt wohler? Kugy ist ein ausgesprochen sensibler Geist, der leidet an deiner Zweiflerei.“

Wenn er beabsichtigte, mir ein schlechtes Gewissen einzureden, dann mit Erfolg. Bevor ich allerdings dazu kam, ernsthafte Gedanken darüber anzustellen, ob ich eventuell einen Wiedergänger beleidigt haben könnte, stand mitten in Kehre 30 ein Autostopper und hielt den Daumen in die Straße. Wir näherten uns der Gestalt und ich traute meinen Augen nicht. Der Mann, der da autostoppend stand, sah aus wie ich.

„Fahr ran, wir nehmen ihn mit“, kommandierte Trubar am Beifahrersitz, „Platz haben wir ja wieder nach deiner Flegelei Kugy gegenüber.“

Ich war zu überrascht, um einzuwerfen, dass ich mich doch nicht selbst mitnehmen könne, und gehorchte. Der Autostopper, ich also, stieg zu mir ins Fahrzeug. „Jetzt kannst du dir gleich selbst bestätigen, was du bisher nicht glauben wolltest“, lachte Trubar.

Ich war zu perplex, um auch nur eine Silbe herauszuquetschen. Die gesamte Kehre 31 hindurch schwieg ich staunend, mit dem Schicksal hadernd und an meiner Geisteskraft zweifelnd. Gut, dass uns keine Motorradfahrer begegneten, sie hätten leicht Opfer meiner Unachtsamkeit werden können. Schließlich richtete ich, der Autostopper hinten, das Wort an mich, den Fahrzeuglenker vorne. (Der Übersichtlichkeit halber nennen wir, dem Zeitpunkt des Auftauchens in der Geschichte folgend, den Ich-Erzähler am Steuer des Autos künftig Ich 1, das Autostopper-Ich Ich 2; Anmerkung des, ja von wem denn eigentlich?)

„Hier am Vrsic-Pass passieren die komischsten Sachen“, sagte ich (= Ich 2) hinten, während wir durch Kehre 32 fahren.

Nein, nein, nein!

„Siehst du“, meinte Trubar zufrieden, „jetzt bestätigst du es auch.“

„So nicht, meine Herren!“, protestierte ich (= Ich 1).

„Wieso redest du im Plural?“, fragte Trubar erstaunt, „Kugy ist doch längst ausgestiegen und der hinten bist du selbst. Ich sitze also allein neben dir. Da wäre die Einzahl angebracht. ‚So nicht, mein Herr!‘, müsste es korrekt heißen. Auf sprachliche Exaktheit lege ich Wert. Vergiss nicht, dass ich als Begründer der slowenischen Schriftsprache gelte.“

„Völlig egal“, widersprach ich (= Ich 1), „so lasse ich mich nicht vorführen. Mit der Erklärung, hier am Pass passierten die seltsamsten Dinge, lasse ich mich nicht abspeisen. Das habe ich am Anfang der Fahrt nicht getan, als du, Trubar, zugestiegen bist. Das habe ich nicht getan, als Kugy zugestiegen ist. Und das tue ich jetzt nicht ...“

Ich (= Ich 1) stockte. „... als ich zugestiegen bin“, wäre die logische Fortsetzung gewesen. Aber logisch war das alles nicht, so viel stand fest. Und dass wir gerade durch Kehre 33 kurvten, stand fest. Die Tafel mit der Aufschrift im Scheitelpunkt der Kurve verriet es. Sonst lag einiges im Unklaren.

„Versuchen wir es mit der Methode des guten alten Sokrates“, schlug Ich 2 vor.

„Wenn's sein muss“, willigte Trubar sichtlich unerfreut ein, „rechtgläubiger Christ war der Mann zwar nicht, aber um ehrlich zu sein, traf ihn daran wohl keine Schuld. Schließlich wurde er fast 500 Jahre vor unserem Herrn und Heiland geboren.“

„Diese Frage wäre doch eine Erörterung wert“, versuchte Ich 1 so etwas wie ein Ablenkungsmanöver oder einen Ausfallsangriff: „Sollte man einem Menschen moralisch eine Mitverantwortung zusprechen, nicht den richtigen Glauben zu haben, wenn es den richtigen Glauben zu dessen Lebzeiten noch gar nicht gegeben hat?“

Doch Trubar blieb hart: „Später, mein Sohn, zuerst klären wir die Frage, ob es hier am Vrsic-Pass mit rechten Dingen zugeht oder nicht. Da hast du vorhin einen brauchbaren Vorschlag unterbreitet, es auf die Art und Weise des Sokrates zu versuchen, egal ob der Alte nun gläubig war oder ungläubig. Also los!“

Und so fragte Ich 2 Ich 1 in Kehre 34: „Findest du es normal, dass zu Beginn deiner Fahrt über den Vrsic-

Pass ein Mann zugestiegen ist, der vor vielen Jahrhunderten gestorben ist?“

Ich 1: „Das finde ich nicht normal.“

Ich 2: „Und findest du es normal, dass im Laufe deiner Fahrt über den Vrsic-Pass ein weiterer Mann zugestiegen ist, der ebenfalls nachweislich seit geraumer Zeit tot ist?“

Ich 1: „Auch das finde ich nicht normal.“

Ich 2: „Und wie steht's damit: Findest du es normal, dass während deiner Fahrt über den Vrsic-Pass du selbst zugestiegen bist?“

Ich 1: „Das finde ich ebenfalls nicht normal, unter der Voraussetzung, dass du damit meinst, ich sei als Person zugestiegen, während ich selbst gefahren bin.“

Ich 2: „Genauso meinte ich es.“

Ich 1: „Gut, dann finde ich es nicht normal.“

Ich 2: „Kann man, wenn man etwas für nicht normal erachtet, dazu vielleicht auch sagen, es sei merkwürdig, komisch, seltsam oder ungewöhnlich?“

Ich 1: „Diese Phrasen hört man oft.“

Ich 2: „Du würdest es also ebenfalls so benennen?“

Ich 1: „Das kommt vor, ja.“

Ich 2: „Und kann man, wenn mehrmals Dinge sich ereignen, die man gemeinhin als nicht normal, merkwürdig, komisch und so weiter und so fort bezeichnet, zu dem Schluss kommen, dass dort, wo sie gehäuft auftreten, seltsame Dinge passieren würden?“

Ich 1: „Das kann man wohl so machen.“

Ich 2: „Also kann man auch sagen, dass hier am Vrsic-Pass die komischsten Sachen passieren, wo doch alle Voraussetzungen für diese Aussage gegeben sind?“

Ich 1 zerknirscht: „Das wird man wohl können.“

Wir fahren durch Kehre 35.

Begeistert rief Trubar: „Bravo, mein Sohn! Du hättest es freilich auch einfacher haben und die Sache einfach *glauben* können.“

„Auf empirische Art und Weise würde es genauso funktionieren“, sagte Ich 2.

„Wie?“, fragte Ich 1.

„Ganz leicht“, antwortete Ich 2, „schau dich einfach um.“

Ich 1 drehte den Kopf nach hinten.

„Pass auf!“, schrie Ich 2.

Schnell blickte Ich 1 wieder nach vorne auf die Straße – und wirklich! Unser Wagen war im Moment der Unachtsamkeit auf die falsche Fahrbahnseite geraten und drohte gegen ein entgegenkommendes Wohnmobil zu stoßen. Dessen Lenker blinkte bereits böse mehrmals mit der Lichthupe. Gefährlich nahe, Gott sei Dank schleppte sich das riesige Ungetüm nur äußerst langsam und schwerfällig durch Kehre 36 bergwärts.

„Puh, das war knapp“, schnaufte Ich 1.

„Nur ein Idiot wie du kann meine Anweisung wörtlich nehmen und sich während der Fahrt wirklich umdrehen“, schimpfte Ich 2. „Als ich sagte, du sollst dich einfach umschaun, meinte ich das natürlich im übertragenen Wortsinn: Nicht den Kopf verdrehen, sondern das, was du gesehen hast, mögest du für bare Münze nehmen! Die Wirklichkeit sehen und glauben, was du siehst. Du hast Trubar als Autostopper gesehen und mitgenommen. Du hast mich als Autostopper gesehen und mitgenommen. Also sind wir.“

„Nachdem ausführlich geklärt wurde, dass wir echt sind, schlage ich vor, sich wichtigeren Themen zuzuwenden“, sagte nun Trubar am Beifahrersitz. Unglaublich, wie da die Einwände meinerseits ignoriert und vom Tisch gewischt wurden!

„Als da wären?“, fragte Ich 2 Trubar.

„Was macht den Menschen zum Menschen“, erklärte dieser, „ich würde da natürlich zuallererst den Glauben erwähnen, aber bei einem derart ungläubigen Zeitgenossen wie unserem Fahrer erwarte ich mir wenig Zuspruch.“

Wir rollten durch Kehre 37.

„Also nenne ich die Sprache“, fuhr Trubar fort, „sie macht den Menschen zum Menschen.“

„Mit der Sprache hast du sicher recht“, stimmte Ich 2 zu, „darüber hinaus dürfte es aber noch einiges andere geben. Die Erfindungsgabe beispielsweise, die weit über das Werkzeugdenken der Tiere hinausgeht. Ohne die Fähigkeit, neue Technologien zu entwickeln, könnten wir heute nicht komfortabel mit dem Auto über den Vrsic-Pass fahren, sondern müssten unter großer Anstrengung zu Fuß gehen.“

„Kugy hat das bevorzugt“, warf Trubar ein, „er ist vorhin ausgestiegen.“

„Aber es war seine freie Entscheidung; er wollte zu Fuß gehen. Hätte er es anders gewollt, hätte er fahren können“, erwiderte Ich 1 trotzig.

„Und diese Möglichkeit verdankte er der menschlichen Erfindungsgabe. Gehörte Kugy beispielsweise der Gattung der Huftiere an, so hätte er nicht aufgrund der Erfindung eines Artgenossen über den Berg fahren können. Auch wenn er dies gewollt hätte“, erklärte Ich 2.

Ich 1 stellte sich inzwischen die Frage, ob es nicht ebenfalls gescheiter wäre, auszusteigen und diesem Irrsinn zu entkommen. Es entschied sich aber frei und ungezwungen, zu bleiben. Ein kleiner Nadelstich sollte dennoch erlaubt sein.

Also sagte Ich 1 in Kehre 38: „Das stimmt zwar. Aber wäre Kugy ein Exemplar der Vögel, hätte er es noch bequemer und vor allem schneller: Er wäre einfach über den Pass geflogen.“

Trubar und Ich 2 schauten sich mit bewusst heruntergezogenen Mundwinkeln an und drehten die Augen gelangweilt nach oben.

Ich 1 lachte in sich hinein und stichelte weiter: „Sind die Vögel demnach dem Menschen überlegen? Sie können aus eigenem Antrieb fliegen, schon die Urvögel konnten es. Der Mensch kann es mithilfe aufwendiger Apparaturen mittlerweile zwar auch leidig. Aber gegen einen echten Vogel hat er beim Fliegen keine Chance, nicht einmal im Vergleich zu einem Spatzen.“

„Nicht umsonst habe ich die Sprache genannt“, gab Trubar zu bedenken, „die Sprache ist es, die den Menschen vom Tier unterscheidet und zum Menschen macht.“

Das behauptete er doch nur, weil er auf dem Gebiet der Sprache ein paar – zugegeben bis heute gefeierte – Leistungen vollbracht hatte. Wäre er Autorennfahrer gewesen, dann hätte er den Erfindungsgeist extra hervorgehoben, jede Wette! Freilich hatte es zu seinen Lebzeiten noch keine Autorennen, nicht einmal Autos selbst gegeben.

Apropos Auto. Das in Kehre 39 entgegenkommende Fahrzeug hätten wir – wieder einmal – beinahe gerammt. Dieses Mal allerdings lag die Schuld eindeutig aufseiten des Gegenverkehrs, der die Kurve

erbarmungslos schnitt, als fahre er auf dem Nürburgring (das Kennzeichen verriet ihn als Deutschen, deshalb ausgerechnet dieser Vergleich).

„Man hat längst herausgefunden, dass auch Tiere miteinander kommunizieren“, versuchte Ich 2 einen kleinen Einwand, „anders als wir Menschen zwar, aber durchaus effizient.“

„Die Bibel hat aber noch kein Vieh übersetzt“, brummte Trubar verärgert, „bis heute nicht.“

Ich 1 gestattete sich den Anflug eines Schmunzels. Im Rückspiegel sah es in die Augen von Ich 2 und konnte dort klar und deutlich lesen: „Lach nicht so blöd! Und pass bitte beim Fahren besser auf. Da vorne kommt schon die nächste Kehre. Es ist die 40., ich würde gerne auch die restlichen Kehren er- und vor allem überleben.“

„Was soll euch schon groß passieren?“, fragte Ich 1, verärgert über die Kritik. „Der eine ist seit mehr als 400 Jahren tot und lebt. Wenn er aber tot ist, was soll ihm bei einem Unfall zustoßen? Sterben kann er ja nur mehr schwer. Wo wäre da der Schaden? Der andere kann gar nicht sein, weil ja er ich ist oder ich er, wie auch immer. Es gibt ihn also nicht, weil es mich gibt.“

Wenn es ihn nicht gibt, kann ihm auch nichts Schlimmes widerfahren. Das ist doch logisch!“

Trotzdem passte Ich 1 in Kehre 41 über Gebühr auf, um nur ja keine weitere Angriffsfläche für Kritik an seiner Fahrweise zu bieten. Es kam aber niemand entgegen.

„Du wandelst auf einem sehr, sehr schmalen Grat zum Wahnsinn, mein Sohn“, konstatierte Trubar.

„Und wer hat mich so weit gebracht? Ihr!“

Ich 2 schwieg angesichts des Vorwurfs, wandte sich aber empört ab, wie Ich 1 im Rückspiegel zu erkennen glaubte.

Trubar hingegen sagte nur trocken: „Du übertreibst.“

Dann kehrte kurz Stille im Wagen ein. Schweigend führen wir durch Kehre 42.

„Hättest du einfach nur geglaubt“, seufzte Trubar,

„aber der sogenannte moderne Mensch muss ja alles hinterfragen, unter jeden Kittel blicken und darf nichts, absolut nichts so hinnehmen, wie es ist.“

„Hättest du, mein lieber Primoz Trubar“, erwiderte Ich 1, „alles so hingenommen, wie es war, dann hättest du dich wohl nicht den Protestanten angeschlossen,

sondern wärst im Schoße der katholischen Mutter Kirche versumpert.“

„Das ist doch etwas völlig anderes“, sagte Trubar grantig, „ich rede nicht vom weltlichen Arm Gottes, der Kirche, ich rede von Gott selbst. An IHN sollst du glauben, ohne zu hinterfragen. Bezüglich Kirche scheiden sich bekanntlich die Geister. Da behauptet nur mehr eine von sich, im alleinigen Besitz des rechten Glaubens zu sein.“

„Darum ist es doch nie gegangen“, widersprach Ich 1, „es stand lediglich zur Debatte, ob es sein kann, dass vor vielen Jahren Verstorbene als Autostopper am Straßenrand stehen, einsteigen und putzmunter mitdiskutieren können.“

„Hier am Vrsic-Pass ist so manches möglich, was es anderswo nicht gibt“, sagte Trubar, „das solltest du inzwischen wissen.“

„Eine bessere Erklärung fällt dir nicht ein?“, fragte Ich 1 und kurbelte am Lenkrad, um sicher durch Kehre 43 zu steuern.

„Was kann es Besseres geben“, dozierte Trubar jetzt jovial, nahezu väterlich, auf alle Fälle ganz der erfahrene Seelsorger, „als die Wahrheit, mein Sohn?“

„Was ist Wahrheit?“, zu fragen lag Ich 1 auf der Zunge, verbiss es sich aber, und so kehrte abermals Schweigen ein im Auto. Ich 2 hinten war anscheinend immer noch beleidigt. Ohne dass die Insassen ein weiteres Wort gewechselt hätten, rollte das Fahrzeug durch Kehre 44.

„Hier ist es genauso still wie in meinem Grab“, beschwerte sich Trubar plötzlich, „deshalb bin ich nicht herausgekommen und habe mich zum Autostoppen an den Straßenrand gestellt, falls das jemand meinen sollte!“

Ich 1 hätte durchaus die Frage gehabt, wie Trubar es denn bewerkstelligt hatte, aus dem Grab zu steigen. Angesichts der bisherigen Antworten auf ähnliche Fragen unterblieb sie aber. Ich 2 schmolte nach wie vor. Und so setzte sich ein Stillschweigen im Auto fest, das nur mehr schwer zu durchbrechen gewesen wäre. Man kennt das ja, wenn allen die Worte ausgehen, vom Gesprächsstoff ganz zu schweigen. Auf öden Gartenpartys kann man sich in solchen Situationen eventuell an den Gläsern mit Bier, Wein oder Schnaps festhalten, aber im Auto, während der Fahrt?

Kehre 45 zog vorüber – kein Fahrfehler, kein Grund zur Aufregung, kein Wort von irgendjemandem, weder Beschwerde noch Rechtfertigung. Lediglich lautes Geknatter eines Motorrads, das bergwärts zog.

„Kugy ist rechtzeitig ausgestiegen“, brummte Trubar nach langer Pause in seinen mächtigen Bart, „ein kluger Kerl. Der weiß genau, wann was zu tun ist. Wahrscheinlich lernt man das am Berg.“

Obwohl die Antworten auf seine Fragen bisher oftmals wenig zufriedenstellend ausgefallen waren, obwohl es gelegentlich geradezu heruntergemacht worden war und obwohl Trubar keine Frage gestellt, sondern einen Kommentar abgegeben hatte, fühlte sich Ich 1 zu einer Reaktion verpflichtet. Pure Höflichkeit, der Wunsch, das lähmende Schweigen zu beenden? Schwer zu sagen.

Es sagte: „Wenn du am Berg nicht jeden Schritt wohlüberlegt und exakt setzt, dann hast du keine Chance.“

„Ah, auch wieder munter“, kommentierte Trubar sarkastisch in Kehre 46.

„Was soll das nun wieder heißen? Als Fahrer war und bin ich selbstverständlich immer aufmerksam.“

Ich 2 hinten mengte sich ein: „Könnte ich nicht bei jedem Manöver von dir bestätigen.“

„Ah, auch wieder munter“, kommentierte Ich 1 mehr als sarkastisch, „spar dir das blöde Gerede. Da ist es besser, du sagst nichts.“

„Bitte, wie der Herr wünschen“, zog sich Ich 2 in Kehre 47 wieder in den Schmollwinkel zurück.

„Du solltest mit dir selbst im Klaren sein“, sagte Trubar, „und im Reinen. Neuem gegenüber solltest du außerdem aufgeschlossen sein. Und offen für Dinge, die du nicht kennst. Sonst wird das nichts. Ich für meinen Teil weiß, dass ich jeden Tag etwas lerne. Heute beispielsweise hat mich Kugy gelehrt, den richtigen Zeitpunkt nicht zu verpassen. Und deshalb fahr in der nächsten Kurve bitte rechts ran. Ich möchte aussteigen.“

Das war am Ausgang von Kehre 48.

In Kehre 49 fuhr ich an den Fahrbahnrand und hielt an.

Primoz Trubar sagte: „Trotz allem, danke fürs Mitnehmen, mein Sohn!“

Er schüttelte ein letztes Mal den Kopf und murmelte beim Öffnen der Tür: „Er hätt's ja nur glauben müssen.“

Dann stieg er aus und ich war wieder allein mit mir. Zumindest bis zu Kehre 50, der letzten über den Vrsic-Pass.

EIN BUSSI VON KLENOVICA UND KARLOVACKA

Welche Projektionen der Süden bei uns im Norden hervorrufen kann, sehen wir anhand der Episode, die ich nun erzählen möchte, mehr als deutlich. Mein bester Freund und ich fuhren mit dem Auto in den Süden. Er hatte bereits sein eigenes Fahrzeug, einen alten Ford, der bei der Rückfahrt den Auspuff verlor. Aber das ist eine andere Geschichte. Ich besaß noch nicht einmal den Führerschein.

Wir hatten nicht die Absicht, besonders weit zu reisen, weil wir nur einige Tage Zeit hatten. Irgendwo südlich von Rijeka wollten wir einen kleinen Ort an der Küste ansteuern, um ein paar unbeschwerte Badetage am Meer Kroatiens zu verbringen – wir landeten schließlich in Klenovica. Der kleine Ort genügte uns jungen Leuten vollkommen: Das Quartier war günstig, und wenn man nach Norden ging und über eine Geröllhalde, die sich ins Meer hineinschob, kletterte, gelangte man zu einer einsamen Bucht. Schlangen, die gelegentlich auf dem Geschiebe aus Fels und Stein züngelten, hielten die übrigen Urlaubsgäste des Ortes von einem Besuch „unserer“ Bucht ab, sodass wir ganz allein dort badeten. Süden, wie er südlicher nicht sein kann, obwohl im Norden Kroatiens gelegen.

Ein gemeinsamer Freund von uns beiden hatte uns am Abend vor der Fahrt verabschiedet. Mit einem feinen Augenzwinkern, das weniger feine Gedanken verriet, meinte er, wir würden ohnehin nur der Weiber wegen nach Kroatien fahren, nicht zum Baden, sondern nur zum Aufriss. Jeder Schelm so, wie er denkt, konnte man dazu nur sagen, aber er war fest von seiner These überzeugt: Wir zwei führen in den Süden, um amouröse Abenteuer zu erleben. Dafür hätte man vermutlich an einen anderen Ort als Klenovica reisen müssen, aber das nur nebenbei.

Da er auf seiner Meinung beharrte, beschlossen wir, ihm einen kleinen Streich zu spielen: Wir kauften in Klenovica eine Ansichtskarte mit irgendeinem typischen Strandmotiv, das überall am Meer sein konnte, und schrieben auf die Karte schöne Grüße nicht nur von uns, sondern auch ein dickes Bussi von unseren (erfundenen) „Urlaubsbekanntschaften“. Diese nannten wir „Klenovica“, also wie den Ort, in dem wir uns befanden, und „Karlovacka“. Diesen Namen leiteten wir von einer Bierflasche her, die während des Kartenschreibens vor uns auf dem Tisch stand. „Karlovacko“ leuchtete vom Etikett, Kroatiens

bekannteste Biermarke, und wir machten daraus einfach mit einem a, das wir an die Stelle des o am Wortende setzten, die zweite große Urlaubsiebe. Nachdem wir mit schepperndem Auspuff nach Hause zurückgekehrt waren, empfing uns der daheim gebliebene Freund wieder mit diesem Augenzwinkern, das wenig Feines verriet: „Ich hab’s ja gewusst. Und, wie waren sie?“

So erfuhr ein Vorurteil gegenüber dem Süden seine Bestätigung, ohne in Wahrheit bestätigt worden zu sein.

GISULFS ENDE

ODER

DER VERRAT VON CIVIDALE

I. Vorgeschichte

Einen Tag nach dem Osterfest anno 568 nach Christus, das in jenem Jahr am 1. April gefeiert wurde, geschah etwas, was uns Menschen der Gegenwart ein wenig verwunderlich anmutet – zumindest uns Menschen in der westlichen Wohlstandswelt. Tausende Angehörige eines frühmittelalterlichen Volksstammes, der Langobarden, machten sich plötzlich gemeinsam auf den Weg und kehrten ihrer Heimat Pannonien den Rücken. Damals war das nichts Ungewöhnliches, schließlich befand man sich mitten in der Zeit der später so genannten Völkerwanderung.

Ganz korrekt müsste man sagen, die Langobarden kehrten ihrer zweiten Heimat den Rücken. Denn in Pannonien hatten sie nur die vorangegangenen vierzig Jahre verbracht. Zuvor waren sie aus dem hohen Norden Richtung Süden gezogen, um für ein Weilchen in der Gegend des heutigen Ungarn zu siedeln. Was sie zum neuerlichen Aufbruch bewogen hatte, lässt sich nicht mehr genau sagen. Dass sie den Merlot ihres Ziellandes Italien gegenüber dem pannonischen Blaufränkischen bevorzugten, ist jedenfalls nicht

überliefert. Die Weinwahl dürfte wohl keine Rolle gespielt haben.

Einer der Migranten war Gisulf. Wie er ausgesehen hat, wissen wir nicht. Eventuell könnte man auf Gisulfs Äußeres im archäologischen Museum von Cividale Rückschlüsse ziehen. Dort liegt der reichliche Inhalt eines steinernen Sarkophags, den man im 19. Jahrhundert, also mehr als tausend Jahre nach seinem Tod, unter dem zentralen Platz des Städtchens gefunden hatte. Laut einer in den Stein geritzten Inschrift handelte es sich dabei um den Sarkophag Gisulfs. Wie bei rasch einer bestimmten Person zugeschriebenen archäologischen Funden üblich, keimten auch in diesem Fall bald Zweifel an der Echtheit des Artefakts. Heute wird es klar als Fälschung bezeichnet, inklusive der Gravur. Trotzdem, die prächtige Ausrüstung, die man dem Mann ins Grab gelegt hatte, würde gut zu einem Herzog passen. Denn Herzog war er, unser Gisulf! Aber so weit sind wir noch lange nicht ... Zuverlässigere Informationen gibt es dagegen über Gisulfs Charakter. Der langobardische Geschichtsschreiber Paulus Diaconus beschrieb ihn –

ein paar Generationen später, aber immer noch im tiefsten Mittelalter – in seiner lateinischen „Geschichte der Langobarden“ als einen Mann für alle Fälle, einen, den man, ohne sich seiner schämen zu müssen, an die Spitze stellen konnte – was später auch geschehen sollte.

* * * * *

Blenden wir zurück in die Zeit, in der Gisulf als junger Bub durch die pannonischen Felder streifte. Obwohl Neffe des späteren Königs Alboin, war es damals mit der vornehmen Ausstattung nicht weit her. Prächtige, üppige Herrscherhäuser standen einem wandernden Volk wie den Langobarden nicht zur Verfügung. Man muss sich das eher so vorstellen, wie wir es aus den klassischen Wildwestfilmen kennen: Ein Treck kämpft sich auf der Suche nach neuem Land in die unerschlossene Wildnis vor. Natürlich braucht es einen Anführer in diesem Vorhaben, einen, der sagt, wo es langgeht. Einen, der die nötigen Entscheidungen trifft und den Überblick bewahrt. Aber deshalb Pracht und Luxus für diesen Mann, gar einen Hofstaat? Nein.

Wie die anderen Leute seines Volks trug der Knabe Gisulf vermutlich bescheidene Kleidung aus Leinen, an der vor allem eins hervorstach: der Gürtel. Er stellte sozusagen das Zentrum der Ausrüstung dar. Am Gürtel hing alles, was zur Sicherung des Lebensunterhalts vonnöten war. Bei den Männern waren dies Waffen und ein Beutel mit ein paar Dingen des persönlichen Gebrauchs: Feuerstein, Münzen, Kamm. Die Frauen trugen ebenfalls einen Lederbeutel am Gürtel, dazu Werkzeuge für die Hausarbeit. Und auch die Heranwachsenden, den Eltern nicht unähnlich, waren gegürtet. Früh übte sich ...

„Warum ist unser Volk von zuhause weggezogen?“ – Gisulfs fragende Stimme durchbrach die Stille der schwarzen, gewitterträchtigen Nachtluft vor dem Sturm, die sich über die Pannonische Tiefebene gelegt hatte. Er saß draußen im Freien, ihm gegenüber sein Vater. Der lächelte. Denn schon Gisulfs Vater hatte als junger Mensch diese Frage gestellt – wiederum seinem Vater, Gisulfs Großvater. Und Großvater hatte noch persönlich am Zug der Langobarden aus den nördlichen Gefilden ins heutige Ungarn teilgenommen, er wusste aus eigenem Erleben um die wahren Gründe

des Weggangs aus dem Norden. Vom Großvater über den Vater wurde die Antwort weitergegeben, die der Junge Gisulf jetzt erhielt. Sie war also, wie wir heute mit einem modisch gewordenen Fremdwort sagen, authentisch.

Auf eine einfache Formel gebracht, beschied der Vater Gisulf Folgendes: Oben im hohen Norden war es schlicht zu eng geworden. Zu viele Menschen fanden auf zu wenig Boden nicht mehr Platz genug für ihr Auskommen. Es gab zu wenige Felder, um mit den darauf gedeihenden Früchten das rasch wachsende Volk zu ernähren. Vielleicht hatte man deshalb auch die Jagd zu intensiv betreiben müssen, und der Wildstand in den weiten Wäldern verringerte sich. Wahrscheinlich muss man sich das so vorstellen, wie man es von den Migrationsströmen der Gegenwart kennt: Die Dörfer quellen über vor Menschen, die sich verzweifelt um Wasser und Getreide raufen. Wen wundert es, dass die meisten ihr Heil in der Flucht sehen und nur mehr weg wollen aus den überfüllten Dörfern, weg, weg, weg.

Paulus Diaconus, der bereits genannte Geschichtsschreiber der Langobarden, vermutete in

den Lebensumständen des Nordens, in der Kälte und dem vielen Schnee, gar die Gründe dafür, dass sich die Bevölkerung so stark vermehrte. Ganz im Gegensatz zum Süden, wo, einhergehend mit der heißen Luft, Krankheiten vorherrschten und die Einwohnerzahl quasi auf natürliche Weise dezimierten. Ganz logisch mutet uns das heute zwar nicht an, es ist aber die Aussage eines Beinahe-Zeitzeugen und damit nicht einfach vom Tisch zu wischen.

Gegenwärtig würde man das wohl andersherum sehen. Der Süden lockt mit wohliger Wärme, Asthmakranke der Wohlstandsgesellschaften verlassen in der kalten Jahreszeit den Norden und siedeln kurzfristig im Süden. Aber auch die Gegenden, in denen die armen Menschen zu ihren weiten Wanderungen aufbrechen, liegen heute genau dort, wo es heiß ist und aus diesem Grund die Lebensgrundlagen für sie schlecht sind. Die Situation heute und damals lässt sich also ein wenig vergleichen – in beiden Fällen verlassen die Menschen ihre Heimat nicht aus Jux und Tollerei, sondern um es sich und ihren Kindern zu verbessern. Und sie lässt sich auch nicht vergleichen – denn die Richtung, in die man

wandert, hat sich umgedreht: War es früher von Nord nach Süd, führen die Wege heute in die entgegengesetzte Richtung.

Wie auch immer. Trotz Hitze, angeblich schlechten Gesundheitsbedingungen für die Menschen im heißen Süden und, in Ermangelung von Auto Flugzeug & Co., abenteuerlich langen Reisezeiten machte sich rund ein Drittel des Langobardenstamms auf den beschwerlichen Weg. Sie verließen Skandinavien und durchquerten in vielen, vielen Jahren der Entbehrung, der Suche nach neuen Wohnsitzen sowie der – oft kriegerischen – Auseinandersetzung mit anderen Stämmen den Kontinent Europa von Nord nach Süd. „Gisulf“, ermahnte der Vater in jenem nächtlichen Gespräch seinen Sohn, „du musst wissen, dass sich unser Volk nicht freiwillig auf Wanderschaft begeben hat. Lieber wären unsere Vorfahren zuhause geblieben. Weil das aber nicht für alle möglich war, entschied das Los darüber, wer bleiben durfte und wer gehen musste.“

* * * * *

Sechstes Jahrhundert nach Christus – das ist ein Zeiterl her. 1500 Jahre, um genau zu sein. Damit wir Gisulf und seine Zeit besser verstehen können, müssen wir uns einige Geschichten anhören, die man sich am Lagerfeuer erzählte. Manche davon gleichen eher Legenden als historisch verbürgtem Wissen, sie sollten wohl die gemeinsame Geschichte beschwören und damit den Zusammenhalt der Auswanderer stärken. Man teilte sie sich an den Lagerfeuern oder am häuslichen Herd, um einander zu bekräftigen: Wir sind ein Volk, wir gehören zusammen. Heute, nach den Gräueln der Nazizeit, hat das Wort „Volk“ einen unangenehmen Beigeschmack erhalten, aber damals, vor eineinhalbtausend Jahren, war es quasi überlebensnotwendig, ein Volk zu sein. Schon gar, wenn man als Volksstamm seine Heimat verlassen und sich auf der Suche nach besseren Lebensumständen quer durch Europa schlagen musste.

Eine der Geschichten, die man sich von den Vorfahren erzählte, betraf den Namen der Langobarden. Sie ging so: Die Langobarden, damals noch Winniler genannt, und die Wandalen lagen im Streit. Letztere riefen Wodan, den Göttervater, um Hilfe im Kampf gegen die

Winniler an. Der Angerufene meinte lakonisch wie kryptisch und unverbindlich, dass er den Sieg denjenigen zu schenken gedenke, die er am Morgen als Erste zu Gesicht bekommen würde. Auch die Mutter der damaligen Langobarden- bzw. Winnilerführer wandte sich an die Götter, allerdings ersuchte sie Wodans Frau Freya um Hilfe. Sie bat ebenfalls um einen Sieg für ihr Volk. Freya riet, die Winnilerfrauen möchten sich ihre langen Haare wie Bärte ums Gesicht schlagen und gemeinsam mit ihren Männern zeitig in der Früh östlich vor Wodans Haus Aufstellung nehmen. Der Göttervater pflege nämlich nach dem Aufwachen immer zuerst beim Ostfenster hinauszuschauen. Empfohlen, getan. Die als Männer verkleideten Frauen sowie deren Männer stellten sich nach dem Rat der Göttin auf. Wodan sah sie beim morgendlichen Blick aus dem Fenster und fragte, wer denn diese Langbärte seien. Langbärte – damit nannte er die Winniler zum ersten Mal mit dem Namen, der ihnen im weiteren Verlauf der Geschichte verbleiben sollte: Langobarden. Freya hakte nach und forderte ihren Göttergatten auf, den Leuten, denen er soeben einen Namen verliehen hatte, auch den Sieg zu

schenken. Am frühen Morgen noch milde gestimmt, vielleicht aber auch aus ganz einem anderen Grund ließ es Wodan gewähren, und die Winniler – nun Langobarden – besiegten ihre Feinde, die Wandalen. Schon Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, nannte die Geschichte „risu digna“, also lächerlich. Mag sein, für das kollektive Bewusstsein der Langobarden war sie auf alle Fälle von Bedeutung, ähnlich wie das Handy für die Flüchtlinge der Gegenwart als Nabelschnur zur verlassenem Heimat dient.

Weniger lächerlich, sondern ein Grund, immer wieder weiterzuwandern, war, was sich nach dem Sieg über die Wandalen ereignete: Eine große Hungersnot zwang die Langobarden, die erste Station ihrer Wanderung durch Europa – Scoringa – wieder zu verlassen. Wo sich dieses Land genau befand, weiß heute niemand mehr, es dürfte aber irgendwo an der Nordseeküste gelegen haben ...

* * * * *

Eine andere Geschichte, die man sich erzählte, lautete so: Vor dem Hunger flüchtend, mussten die Langobarden das Gebiet der Assipitter durchqueren, eines weiteren germanischen Volksstammes. Die verweigerten ihnen allerdings den Durchzug. Also ersannen die Langobarden eine List. Sie brachten das Gerücht in Umlauf, in ihrem Lager würden sich viele Cynocephali, das sind hundeköpfige Menschen, aufhalten. Solche Geschöpfe geisterten bereits seit der Antike durch die Sagen- und Mythenwelt der Völker. Manches Mal galten sie als einfältig und unfähig zu sprechen; manches Mal sagte man ihnen aber auch Blutrünstigkeit und einen Hang zur Gewalt nach, wie das in unserer Geschichte der Fall gewesen sein dürfte. Zusätzlich vergrößerten die Langobarden ihr Lager, entfachten an allen Ecken und Enden ein Feuer, um damit eine möglichst große Anzahl an anwesenden Hundeköpfigen vorzutäuschen.

Davon ließen sich die Assipitter beeindruckt. Sie wagten nicht mehr, sich den Langobarden zum Kampf zu stellen und diese mit Krieg an der Durchquerung ihres Gebiets zu hindern. Stattdessen schlugen sie vor, jeweils einen Mann der Assipitter und einen Mann

der Langobarden gegeneinander antreten zu lassen. Siegte der Assipitter, würden die Langobarden umkehren. Siegte hingegen der Langobarde, sollte einem Durchmarsch durch das Gebiet der Assipitter nichts mehr im Wege stehen. Ähnliche Vorgangsweisen kennt man ja aus den guten alten Wildwestfilmen, allen voran von der beliebten Winnetou-Reihe.

Den Apachenhäuptling und seinen Blutsbruder Old Shatterhand einmal ausgenommen, war (und ist) das Gedränge um einen derartigen Job, bei dem man das Schicksal der gesamten Volksgemeinschaft in der Hand hat, nicht unbedingt groß. Genauso verhielt es sich bei den Langobarden. Schließlich fand sich einer aus den Reihen der Sklaven, der sich bereit erklärte, gegen den Assipitterhünen anzutreten, allerdings unter der Bedingung, dass man ihn nach einem Sieg freilassen müsse. Das wurde ihm zugesagt.

Der Langobardensklave trat an, sah den Gegner und überlegte seine Taktik. Kräftemäßig dürfte er dem Assipitter ebenbürtig sein, schwächer kaum, aber auch nicht stärker. Die Last des gesamten Volksstolzes zu stemmen war ebenfalls beiden gemein. Eines freilich

sprach für den Langobarden: Ihm winkte die Freiheit, bedeutender als Ruhm und Ehre, ein Lohn für den Sieg, der den Wert jeder Goldmünze übertraf. Und so kam es dann auch: Der Langobarde setzte sich in dem mächtigen Ringen, das folgte, durch, in zähem Zweikampf triumphierte er über seinen Gegner und war – frei!

Als freier Mann setzte er im Verband der Langobarden den Zug durch Europa fort. Wie vereinbart durften die Migranten das Land der Assipitter durchqueren, waren damit eine Sorge los, jedoch noch lange nicht am Ziel.

* * * * *

Und noch eine dritte Geschichte gibt es zu erzählen, die uns hilft, die damalige Zeit und das Denken ihrer Völker zu verstehen. Sie spielt ein wenig später. Die Langobarden, inzwischen bis in den Donaauraum des heutigen Österreich vorgedrungen, machten sich erneut zur Landnahme Richtung Südosten auf, wo ihnen die Gepiden, ein weiterer Germanenstamm, im Wege standen. Es kam zum Krieg. Dabei zeichnete sich Alboin, später König und Onkel unseres Gisulf,

durch besondere Tapferkeit aus. Ihm glückte ein militärischer Coup. Im Schlachtengetümmel traf er auf den Sohn des Gepidenkönigs, bestürmte ihn mit dem Schwert, warf ihn vom Pferd und löschte mit einem gezielten Hieb sein Leben aus. Als die Gepiden bemerkten, dass der Königssohn und damit einer ihrer Anführer gefallen war, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Die Langobarden gingen als klare Sieger aus der Schlacht hervor.

Als Belohnung für die Heldentat wollten die Langobarden Alboin als Mitglied der königlichen Tafelrunde sehen. Doch seinem Vater, König Audoin, genügte Alboins Leistung im Kampfe nicht. Er forderte vom Sohn auch die Waffen ein, die ihm der König des Gegners überreichen musste.

Alboin machte sich nun auf den Weg zum Gepidenkönig, dessen Sohn er eben erst in der Schlacht getötet hatte. Und siehe da, der Gepidenkönig, dem die Gastfreundschaft heilig war wie damals üblich, hieß Alboin an seiner Tafel Platz nehmen – exakt auf dem Platz zu seiner Rechten, wo bisher sein Sohn gesessen war. Sein zweiter Sohn, der Bruder des Getöteten, sah die Sache freilich weniger

entspannt und begann Alboin zu provozieren, wohl um ihn zu einer unüberlegten Handlung zu reizen, infolge deren er ihn dann umbringen hätte können. Er machte sich über die Kleidung der Langobarden lustig. Mit ihren weißen Gamaschen sähen sie, so meinte er prahlerisch, aus wie Stuten, weibliche Pferde also. Das lässt sich der junge Alboin nicht bieten. Mit Funkeln in den Augen, kämpferisch, angespannt und zum Letzten bereit gibt er Kontra. Er solle doch aufs Schlachtfeld zurückgehen, da werde er schon sehen, wie „stutenhaft“ sich die Langobarden verhielten. „Dort liegen die Knochen deines Bruders mitten auf der Wiese verstreut wie die eines billigen Jochviehs!“ Das wird den Gepiden zu viel. Sie umringen Alboin und seine Begleiter, zücken die Schwerter. Die feindselige Stimmung erreicht den Siedepunkt. Doch bevor sich die explosive Anspannung in einem weiteren Gemetzel entladen kann, springt der Gepidenkönig auf und gebietet Einhalt. „Wer von euch als Erster zur Waffe greift, den werde ich persönlich bestrafen!“, schreit er den Seinen entgegen. Schließlich sei das Gastrecht heilig! Alle beruhigen sich, das Mahl geht weiter. Am Schluss schließlich überreicht der Gepidenkönig die

Waffen seines gefallenen Sohnes an den Mann, der diesen zu Fall gebracht hatte – Alboin. Der kehrt damit zu seinem Vater heim und ist fortan Mitglied der königlichen Tafelrunde.

Soweit einige Erzählungen aus der Geschichte der Langobarden. Historisches mag sich mit Legenden vermischen, wo exakt die Grenzen verlaufen, wissen wir heute nicht zu hundert Prozent. Das tut auch nichts zur Sache, für das Verständnis des Folgenden leistet das Erzählte auf alle Fälle seinen Beitrag.

II. Hauptgeschichte

Zu Ostern des Jahres 568 nach Christus brachen die Langobarden also in Pannonien auf und setzten ihre vierzig Jahre lang unterbrochene Wanderung fort. Angeführt wurde die Truppe von König Alboin, mit im Gefolge befand sich sein Neffe Gisulf, mittlerweile zum stattlichen jungen Mann herangewachsen. Allzu viel ist über den Auszug des Volkes aus Pannonien und seine Ankunft im heutigen Italien nicht bekannt, und manches von dem wenigen scheint sich darüber hinaus im Reich der Legenden zu verlieren. So berichtet Paulus Diaconus von einem hohen Berg, den Langobardenkönig Alboin bestiegen und von dem aus er das italische Land überblickt haben soll. „Mons Regis“, Berg des Königs, heißt die Erhebung seither, und man rätselt heute, welcher der zahlreichen Gipfel im Grenzland Österreich-Slowenien-Italien damit gemeint sein könnte. Einen Monte Re gibt es in Cave del Predil oberhalb von Tarvisio. Jahrhundertlang gruben sich die Bergleute in seinen Fels und förderten Erze, vor allem Blei und Zink, zutage; die Bergbautradition in dem Ort geht bis ins Mittelalter

zurück, sie wurde um das Jahr 1000 nach Christus aufgenommen – mehr als 400 Jahre nach Alboins Aufstieg also. Sollte Alboin tatsächlich diesen Berg erklommen haben, dann feierte er den Gipfelsieg immerhin auf mehr als 1900 Meter Seehöhe ...

Am Gipfel des Monte Re eröffnete sich Alboin ohne Zweifel ein beeindruckendes Panorama; der Langobardenkönig genoss eine Rundumsicht auf die höchsten und schönsten Berge der Julischen Alpen. Eins freilich sah er nicht: die sich hinter dem Kanal- und Eisental auftuende Ebene, in die die Langobarden einmarschieren sollten. Deshalb gewinnt eine zweite Variante, auf welchen Gipfel Alboin gestiegen sein könnte, an Wahrscheinlichkeit, wie uns Historiker erklären: der Monte Matajur. Erstens befindet sich dieser Gipfel ein wenig weiter südlich, wie der Monte Re ebenfalls im Grenzgebiet zwischen Slowenien und Italien gelegen, aber bereits in der Nähe von Cividale, wo die Langobarden in Folge ihr erstes Herzogtum auf italienischem Boden einrichten sollten. Zweitens würde man vom Matajur aus in die friulanische Ebene blicken können. Der dritte (geografische) Vorteil des Berges wäre nur für Alboin greifbar gewesen, nicht für heutige

Historiker: Mit 1642 Metern ist er um fast 300 Meter niedriger als der Monte Re – der König hätte somit einen weniger strapaziösen Aufstieg absolvieren müssen, und das bei besserer Sicht in die Ferne!

* * * * *

Natürlich erklimmte König Alboin den Berg, welchen auch immer, nicht alleine. In seiner Entourage der besten und tapfersten Männer stieg auch Neffe Gisulf mit auf den Gipfel. Der junge Mann, so viel war allen Mitmarschierenden klar, war von Alboin für höhere Weihen vorgesehen. Wer seine sieben Sinne beisammen hatte, legte sich mit ihm besser nicht an, das war ebenfalls klar. Wobei es nicht schwer fiel, sich mit Gisulf nicht anzulegen, denn er strahlte trotz seiner jungen Jahre nicht nur Souveränität und Würde aus, sondern auch eine gewisse Gelassenheit und Umgänglichkeit, die ihn allseits beliebt machten. Eine Person zum Pferdestehlen, könnte man sagen, wäre nicht damals der Diebstahl von Pferden schwer geächtet gewesen. Wurde man dabei ertappt, musste man nicht nur das Tier seinem rechtmäßigen Besitzer

zurückgeben, sondern zusätzlich den achtfachen Wert des Pferdes in barer Münze als Strafe zahlen. So sah es das Edictum Rothari, eine im Jahr 643 nach Christus beschlossene Gesetzessammlung der Langobarden, vor, und man kann davon ausgehen, dass es ein paar Jahre zuvor – 568 – nicht viel anders gewesen sein dürfte.

Aber wir schweifen ab. Gisulf stieg also mit seinem Onkel, dem Langobardenkönig Alboin, auf den Gipfel eines Berges im (heutigen) Grenzgebiet Slowenien-Italien. Den Männern des kampferprobten und an weite Wanderungen gewöhnten Volks fiel der Aufstieg nicht schwer. Dazu kamen die Erwartungen, die jeder Einzelne von ihnen im Herzen trug. Wieder einmal war man dort, wo man einen Hauch Heimat gefunden hatte, aufgebrochen; wieder einmal wusste niemand, was einen erwartete. Fand man weite, brach liegende fruchtbare Felder vor, die nur auf Bewirtschaftung warteten? Konnte man vielleicht Siedlungen sozusagen im Handstreich übernehmen und bestehende Häuser beziehen? Oder stieß man auf erbitterten Widerstand der im neuen Lebensraum Ansässigen?

„König und Onkel“, fragte Gisulf Alboin in einer kurzen Pause des Aufstiegs oben am Gipfel des Bergs, „was erwartest du dort zu finden?“

Dabei deutete er mit der Hand vage nach vorne.

„Was wir finden werden, weiß ich nicht, Neffe“, antwortete der König. „Aber ich hoffe, wir werden das finden, was uns bisher nicht vergönnt war.“

„Und das wäre?“

„Brot zum Essen, Wein zum Trinken, Frieden zum Leben“, erklärte Alboin bedächtig.

„In Pannonien lebten wir doch auch in Frieden?“, zweifelte Gisulf an der Antwort seines Onkels.

„Ein trügerischer Frieden“, sagte Alboin, „er hätte nicht mehr lange gehalten. Traue niemandem, Neffe, schon gar nicht denen, die vorgeben, in Frieden zu kommen.“

„Du meinst, man wollte uns überfallen?“

„Im Gegensatz zu dem, was geschehen wird, weiß ich sehr genau, was war. Ja, unsere Nachbarn kamen zwar in Frieden. Es hätte aber nicht mehr lange gedauert, bis ihre Gelüste auf unser Land zu groß geworden wären. Und dann wären sie über uns hergefallen wie die wilden Tiere der Steppe.“

„Woher weißt du das alles, Onkel?“

Alboin warf ein bitteres Lachen über den Gipfel des Berges.

Er sagte: „Wir selbst haben es doch auch nie anders gemacht!“

* * * * *

Wie die Langobarden auf ihrem Weg durch das heutige nördliche Italien gegenüber den bisherigen Siedlern der Region vorgegangen sind, wissen wir nicht. Paulus Diaconus schreibt, dass sie in Venetien einmarschiert wären, ohne auf Widerstand zu treffen. Ein paar Zeilen weiter erwähnt er freilich nebenbei, dass sich der Patriarch von Aquileia mitsamt Kirchenschatz auf der Insel Grado in Sicherheit gebracht hätte – „Langobardorum barbariem metuens“, also aus Furcht vor der Rohheit der Langobarden. Gar so friedlich klingt das nun ja nicht. Barbaries kann in einem zweiten Wortsinn aber auch Unkultur bedeuten, und ein wenig Kulturlosigkeit darf man einem herumziehenden Volk, wie es die Langobarden damals waren, getrost zutrauen, zumindest in den Augen

eines ehrwürdigen Kirchenfürsten. Mit einem Wort, wir haben keine Ahnung, ob die Langobarden die ansässige Bevölkerung brutal aus ihren Hütten getrieben haben oder ob sie eine friedliche Koexistenz mit ihr suchten. Wir wissen auch nicht, ob sie auf viele leer stehende Behausungen getroffen sind, die sie in Beschlag nehmen konnten, ohne jemanden zu vertreiben, oder ob die bis dato anwesenden Bewohner ihr Heil in der Flucht suchten, bevor sie von den heranrückenden Langobarden zu dieser veranlasst werden konnten.

Bemühen wir also abermals ein wenig die Fantasie! Und darin sehen wir Alboin mit einer Schar seiner Männer auf Forum Iulii vorrücken – das heutige Cividale. Natürlich glich das damalige Städtchen in keinster Weise dem gegenwärtigen. Die Teufelsbrücke beispielsweise, das Wahrzeichen Cividales schlechthin, gab es noch lange nicht, sie wurde erst Jahrhunderte später aus Holz gezimmert. Auch eines der kulturhistorisch wertvollsten Gebäude, der Tempietto Longobardo, stand noch nicht, als die Langobarden in Forum Iulii eindringen – er sollte allerdings noch

während ihrer Herrschaft entstehen, wenn auch ein Weilchen nach unserer Geschichte ...

Alboin und die Seinen zogen eine traditionsreiche Römerstraße entlang, die bereits seit der Antike einen wichtigen Transport- und Handelsweg darstellte und deren Verlauf sich mehr oder weniger am Natisone orientierte. Weil Forum Iulii dem militärischen Schutz dieser bedeutenden Verbindung diente, war es mit Stadtmauern gut befestigt. Der Langobardenkönig, ganz Taktiker mit langjähriger Erfahrung, erkannte die strategische Bedeutung der Stadt und beschloss, sie einzunehmen.

Er schickte die besten Männer unter der Führung seines Neffen Gisulf vor, um die Lage in der Stadt zu erkunden und den Kommandanten einen Vorschlag zu unterbreiten: Würde man auf Gegenwehr verzichten, sollte die Besetzung der Stadt ohne Gewaltanwendung erfolgen. Außerdem beabsichtigten die Langobarden hauptsächlich leere Gebäude für sich in Besitz zu nehmen. Niemandem drohe also Gefahr von den Heranziehenden.

Nun waren die Bewohner Cividales bzw. von Forum Iulii in unsicheren Zeiten, wie sie damals herrschten,

wahrscheinlich nicht unbedingt darauf erpicht, (wieder einmal) die Waffen zur Verteidigung sprechen zu lassen. Denn die große Übermacht der anrückenden Langobarden versprach nichts Gutes, sollte es tatsächlich zu einem Waffengang kommen. Es war nicht schwer zu erkennen, dass die Männer kampferprobt waren und mit dem Schwert umzugehen wussten.

Man einigte sich also darauf, dass die Langobarden in die Stadt einziehen durften. Gisulf meldete die frohe Botschaft an seinen Onkel, den König.

„Gisulf, du hast dich bewährt“, lobte ihn König Alboin, „deshalb ernenne ich dich zum Herzog von Forum Iulii, unserem ersten wichtigen Stückpunkt in der neuen Heimat.“

Gisulf fühlte sich geehrt, zeigte das aber nicht in der zu erwartenden Form. Im Gegenteil, er stellte dem König eine Bedingung.

„Ich danke dir, König und Onkel, für das Vertrauen, das du mir entgegenbringst. Um ihm gerecht zu werden, musst du mir einen Gefallen tun: Ich darf mir die Siedler selbst aussuchen, mit denen ich Forum Iulii

zu großer Blüte und unvergleichbarem Glanz führen werde. Darum bitte ich dich.“

Alboin überlegte nicht lange. Er wollte schnell Cividale als Brückenkopf für die weitere Besiedelung Norditaliens etablieren und wusste genau, dass es aus strategischen Gründen besonders wichtig war, an dieser Stelle den zuverlässigsten Mann sitzen zu haben, den er kannte.

Also zögerte er nicht und sagte: „In Ordnung, Gisulf. Such dir die Sippe aus, mit der du Forum Iulii heller leuchten lässt, als dies unser Goldschatz zu tun vermag.“

* * * * *

Nun folgt bei Paulus Diaconus, der sonst sehr zuverlässig berichtet, ein ungewöhnlicher Sprung. Wir erinnern uns: Es war das Jahr 568 nach Christus, als Gisulf von seinem Onkel, König Alboin, zum Herzog von Forum Iulii ernannt wurde. Und dieser Gisulf, der Begründer der Langobardenherrschaft in Friaul, amtierte laut Paulus Jahre nach der Jahrhundertwende auf das Jahr 600 immer noch als Herzog. Man muss

kein Rechenkünstler wie Adam Riese sein, um angesichts der damaligen eher geringen Lebenserwartung berechnen zu können, dass das nahezu unmöglich war. Die heutige Geschichtsforschung geht deshalb davon aus, dass es sich um zwei verschiedene Gisulfs handelte: Gisulf I. und Gisulf II. Der erste Gisulf war unser mittlerweile wohlbekannter, um nicht zu sagen vertrauter, bewährter Mann, der auf der Wanderung der Langobarden Richtung Italien mit von der Partie war und sich in der Folge als erster Herzog von Cividale auszeichnete. Der zweite Gisulf hingegen war der Mann, der unserer Geschichte den Titel gab. Bei Paulus Diaconus verschmolzen die beiden Figuren zu einer Person, ohne dass es dem Geschichtsschreiber eine Zeile wert gewesen wäre, zu erklären warum. Vielleicht bemerkte er diesen seinen Irrtum gar nicht – ärgerlich für eine Erzählung, die auf historischen Pfaden zu wandern vorgibt. Aber da lässt sich nichts machen, es ist so, wie es ist.

* * * * *

Mut prägte nicht nur das Verhalten Gisulfs I., beträchtlichen Mut bewies auch Gisulf II., den wir fortan nur mehr Gisulf nennen wollen – denn Gisulf I. ist tot, die Unterscheidung können wir uns, nachdem wir den Sachverhalt historisch korrekt dargestellt haben, künftig sparen.

Gisulf also war ein tapferer Mann, und diese Charaktereigenschaft konnte er nach der Wende zum siebenten Jahrhundert auch gut gebrauchen. Die Sitten hatten sich nämlich deutlich verschlechtert. Von der vornehmen Güte eines König Alboin zur Zeit der Landnahme in Italien war nicht viel geblieben. Stattdessen herrschten allenthalben Mordlust, Neid und Habgier. Schon Alboin war einem feigen Mordanschlag zum Opfer gefallen und seit ihm die meisten Langobardenherrscher.

Die Eroberungszüge der nachfolgenden Volksstämme fielen ebenfalls brutaler aus, als man es von früher kannte. Man könnte die Lage mit der gegenwärtigen Situation im Ukraine-Krieg vergleichen – plötzlich zählen inzwischen respektierte Menschenrechte nichts mehr, Konflikte werden wieder mit militärischer Gewalt ausgetragen. Auch damals hielten überwunden

ge glaubte Untugenden wieder Einzug. Auf die vermeintliche Ruhe folgte Sturm.

Bestes Beispiel dafür boten die Awaren, die im Jahr 610 vor den Toren von Forum Iulii – Cividale – standen. Gisulf ritt dem herandrängenden grimmigen Reitervolk entgegen. Freilich hatten er und seine kleine Schar an Verteidigern keine Chance, da half der größte Mut nicht. Gisulf und die Seinen fochten zwar tapfer, leisteten Übermenschliches im Gemetzel, das über sie hereinbrach. Es half aber alles nichts. Die mickrige Mannschaft wurde von den Awaren eingekesselt und niedergemacht, zu drückend war die Übermacht der Aggressoren. Nach kurzem, erbittertem Kampf fielen Gisulf und seine Krieger. Der Awarenkönig begann, Cividale zu umreiten, um vielleicht eine Lücke zur Erstürmung im mächtigen Befestigungsring der Stadt zu entdecken. Dort hatten sich nämlich die Frauen und Kinder der Langobarden in Sicherheit gebracht, unter ihnen Gisulfs Gattin, Königin oder Königswitwe, ganz wie man will, Romilda. Sie beschreibt Paulus Diaconus wenig schmeichelhaft. Christliche Werte wie Treue und Keuschheit hätten ihr gänzlich gefehlt. Stattdessen lag ihr ausschließlich ihr

persönliches Wohlergehen im Sinn. Und dieses suchte sie durch Verrat.

Als der Awarenkönig stolz und ein wenig gockelhaft rund um die Stadtmauern ritt, stach Romilda dessen durchaus sehenswertes Äußeres in die Augen: jung; von guter Farbe, die von viel Bewegung an der frischen Luft kündete; unter der Kleidung kräftige Muskeln als Ergebnis so mancher ausgefochtenen Schlacht gut erkennbar.

Diesem Mann, dem Awarenkönig, der eben erst ihren Gatten Gisulf im Gefecht hingemetzelt hatte, ließ Romilda folgende Botschaft überbringen: Wenn er sie zur Frau nähme, würden die Stadttore Cividales geöffnet und die Awaren könnten in Frieden in die Stadt einziehen. Alle Bewohner würden sich ergeben. Wohl der gestähltste Heerführer würde sich ein solches Angebot nicht entgehen lassen. So auch der Awarenkönig. Er willigte ein, ließ er Romilda durch den Boten bestellen.

Romilda frohlockte, putzte sich mit dem schönsten Goldschmuck heraus und ließ die Stadttore öffnen. Flugs stürmten die Awaren herein, freilich nicht um mit den sich ergebenden Langobarden in Frieden ein

Fest der Versöhnung zu feiern. Nein, sie plünderten und brandschatzten die Stadt, führten die Frauen und Kinder weg, um sie als Sklaven zu halten.

Und Romilda, die Verräterin? Für sie hielt das Schicksal eine besonders grausame Strafe bereit.

Zuerst schien freilich alles gut zu gehen ...

„Wie schön du bist“, schmeichelte ihr der Awarenkönig.

Die beiden standen sich das erste Mal gegenüber, und es war nicht ganz klar, ob der Mann die Frau mit seinem Lob bedachte oder das goldene Geschmeide. Diese Frage stellte sich die unglückselige Romilda gar nicht, so überzeugt war sie vom Erfolg ihres Verrats, von sich, ihrer Schönheit und ihrem gewinnenden Wesen.

„Dort ist mein Lager“, lud der Awarenkönig seine neue Gefährtin ein, „leg dich hin, ich komme gleich zu dir.“

Dann tat er ein wenig geschäftig herum, ließ einen Diener kommen, wieder gehen und mit Wein zurückkehren. Ein Stück Fleisch brachte dieser ebenfalls herbei. Das aß der König hastig, ohne Romilda zu fragen, ob sie nicht ebenfalls Appetit

verspüre. Vom Wein hingegen schenkte er ihr großzügig ein und forderte sie auf: „Trink!“ Romilda stand der Sinn zwar weniger nach Wein, trotzdem griff sie zu. Als sie des Königs Hände dabei berührte, war da nur Kälte. Sie schrieb es dem anstrengenden Tag des Mannes zu und war felsenfest davon überzeugt, dass sie ihn schon erwärmen würde, wenn er nur einmal neben ihr lag. Großes Interesse, das muss man sagen, schien der Awarenkönig nicht an seiner Eroberung zu haben, die ihm kampflos zugefallen war. Fast könnte man meinen, dass ihn nur Dinge interessierten, für deren Inbesitznahme er einem anderen das Schwert in die Brust rammen musste. Romilda war natürlich kein Ding, sondern eine Frau aus Fleisch und Blut, sehr schönem Fleisch sogar, doch im Prinzip verhielt es sich ähnlich wie bei simplen Sachen.

„Hasst du mich denn nicht, weil ich deinen Mann getötet habe?“, fragte der Awarenkönig Romilda, die inzwischen nackt auf dem Lager lag.

„Nein“, antwortete Romilda, „Ähnliches gab es auch bei unseren Vorfahren.“

Und dann erzählte sie dem König jene Geschichte, in der der junge Alboin, später König der Langobarden, den Gepidenkönig persönlich um die Waffen seines Sohnes bat, den er eben erst in der Schlacht getötet hatte – wir kennen sie bereits.

Aufmerksam hörte der Awarenkönig zu.

„Die Angelegenheit scheint mir doch ein wenig anders gelagert“, sagte er lapidar, nachdem Romilda ihre Erzählung beendet hatte.

Dann legte er sich neben Romilda aufs Lager und erfüllte sein Gelöbnis, Gisulfs Witwe zur Frau zu nehmen. Allerdings nur für eine Nacht ...

* * * * *

Statt Frühstück am Bett gab es am nächsten Morgen ein böses Erwachen. Als die ersten Sonnenstrahlen das Lager der beiden trafen, sprang der Awarenkönig aus dem Bett. Jedwede Form der Hinwendung an Romilda war verflogen. Ihr kam er wie ausgewechselt vor, in Wahrheit war er aber die kurze Zeitspanne der letzten paar Stunden wie ausgewechselt gewesen. Jetzt war er wieder der Alte.

„Halt den Mund!“, herrschte er Romilda grob an, als diese ihn nach seinen Plänen fragte, jetzt, wo er quasi über Nacht zum Herrscher von Cividale und zu ihrem Ehemann geworden war, „halt einfach den Mund!“ Dann rief er nach dem Diener.

„Bring mir die besten zwölf meiner Männer!“, befahl er.

Der Diener kehrte eilends um und führte den Auftrag aus. Wenn der Herr in diesem Tonfall kommandierte, dann war es besser, so wusste er, nicht den Eindruck einer zögerlichen Umsetzung der Befehle zu erwecken und schon gar nicht den geringsten Anschein, daran eventuell zu zweifeln.

„Gib mir ein wenig Zeit zum Ankleiden“, bat Romilda, als sie sich jetzt ebenfalls vom gemeinsamen Lager erhob. Sie wunderte sich ein wenig, warum der Awarenkönig ihr gegenüber mit so schroffem Tonfall reagierte. Und auch die Geschwindigkeit, in der er seine Männer kommen ließ, erstaunte sie. Um diese Uhrzeit, gerade erst nach Sonnenaufgang, wo doch die Stadt kampflös in Besitz genommen worden war.

„Nur kurze Zeit“, sagte sie, „ich bin ja noch nackt. Bevor deine Männer kommen, sollte ich mir doch etwas anziehen.“

„Das wird nicht nötig sein“, fiel ihr der König ins Wort und lachte gemein.

Dann stürzte er hinaus, wo gerade seine Leute herbeieilten. Die besten zwölf, wie befohlen. Und weil die Besten damals, in Zeiten, in denen Kampfkraft zu den größten Tugenden zählte, die ein Mann aufweisen konnte, auch die Stärksten waren, wahrscheinlich auch die Brutalsten, hätte man der daherlaufenden Truppe nicht einmal seinen Hund zur Beaufsichtigung anvertraut.

„Da drinnen findet ihr eine Langobardin vor“, sagte der Awarenkönig zu seinen Männern, „ich schenke sie euch. Macht mit ihr, was ihr wollt.“

Und das taten sie. Romilda wurde von einem nach dem anderen missbraucht. Anschließend ließ der Awarenkönig sie auf einen Pfahl spießen.

„Dieser Mann ist deiner würdig“, soll er laut Paulus Diaconus noch abschätzig gesagt haben; mit diesem Mann meinte er den Pfahl.

* * * * *

Paulus Diaconus war Mönch, katholisch-christlich geprägt bis in die gefalteten Hände. Als solcher wusste er natürlich, dass bereits Eva den Auszug aus dem Paradies zu verantworten hatte. Alles Übel dieser Welt kam also von den Weibern, wie man damals sagte. Was nun, wenn sich die Sache mit der unglückseligen Romilda ein klein wenig anders zugetragen hätte, als der Geschichtsschreiber sie schilderte? Beispielsweise so: Als Romilda gemeldet wurde, dass Gisulf und seine Männer im Kampf gefallen waren, wurde ihr bewusst, dass das Schicksal der Bewohner Cividales nun in ihren Händen lag. Keine Zeit für Trauer also. Trotz starken Mauerwerks rund um die Stadt wären die Awaren früher oder später eingedrungen. Wenn man nun mit einer List vorgab, sich zu ergeben, und ihren Anführer ausschalten würde? So gockelhaft wie er draußen auf und ab ritt, dürfte er leicht mit der Eitelkeit zu nehmen sein, dachte sich Romilda und schickte einen Boten, der dem Awarenkönig Grüße bestellen sollte und dass sie ihn gerne auf ihrem Lager sehen würde – in Anerkennung seines Triumphs und

überhaupt. Vielleicht würde er geschmeichelt die Bewohner der Stadt verschonen und sie würde die Nacht mit dem Scheusal schon überstehen. Ihr Ungemach gegen die Errettung vieler also – die Rechnung ging nicht auf, wie wir wissen. Und auch ihrem insgeheimen Plan, den Awarenkönig mitten in der Nacht, auf ihrem Lager schlafend, zu ermorden und damit ihren Mann zu rächen, war kein Erfolg beschieden. Der König schreckte plötzlich aus dem Schlaf – vielleicht riss ihn das schlechte Gewissen just in dem Moment aus der Nachtruhe, als Romilda zum tödlichen Messerstich ausholte, und rettete ihm das Leben.

Wer weiß? Wer kennt schon die Wahrheit?